In der Irre.

Vierter Band.

In der Irre.

Roman in vier Büchern

von

Edmund Hoefer.

Vierter Band.

Berlin, 1867.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Viertes Buch.

Aus der Irre.

Einunddreißigstes Kapitel.

In welchem nun auch schon die Gespenster bei Tage zu spuken beginnen.

„Ich verstehe es nicht mehr," sagte der Kommerzienrath und ging, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, in dem stillen Hinterzimmer hin und wider. Sein Schritt war fest und die Gestalt und jede Bewegung noch voll der alten, wunderbaren, unverfallenen Kraft; das schneeweiße Haar zeigte sich so dicht wie sonst und in seinem Gesicht hatten sich keine weiteren Runzeln eingestellt. Aber auf der schwergefurchten Stirn ruhte die Sorge, und in dem Auge war weder das ruhige Wohlwollen zu sehen, noch die ebenso ruhige Klarheit und Sicherheit, die es jedermann in seiner Nähe wohl werden ließen.

Und nun gar die Worte, welche er obendrein

vor sich hin wiederholte: „ich verstehe es nicht mehr!“ — Er hatte eine solche Zeit gelebt und so viel gesehen und erfahren; er hatte stets seine Augen zu brauchen verstanden und Kopf und Herz stets auf dem rechten Fleck gehabt. Für ihn konnte es kaum noch etwas Neues und Ueberraschendes geben, und wenn ihm etwas, oder er selbst sich unklar wurde, da — mußte es weit gekommen sein und durfte den, der's von ihm hörte, wohl erschrecken.

Frau Elisabeth sogar erschrak, da sie die Worte vernahm, obgleich sie besser als irgend ein anderer wußte, wie viel Sorge und Trauer der greise Gatte neuerdings in sich verbarg. Sie schüttelte betrübt den Kopf, aber sonst ließ sie's nicht merken, sondern sagte in einem beinah beschwichtigenden Ton: „nun, nun, Alter! Wir haben es doch noch immer wieder hell werden sehen, wie dunkel es zuweilen auch um uns her war.“

„Ja ja,“ versetzte er, und man hört' es wohl, wie schwer ihm zu Muth, „aber wenn es jetzt hell wird, ist's vom großen Brand, der um uns und unter uns aufgeht und alles zerstört und verzehrt, das Böse und das Gute. Und wenn das rechte Licht kommt, scheint's auf Ruinen.“

„Christian!“ sprach die Matrone, leise das Haupt wiegend, „fängst nun auch du an zu verzagen?“

Er blieb vor ihr stehen und das große braune Auge schaute sie wunderbar klar und ernst an. „Verzagen, meine Alte? Das fürchtest du wohl nicht. Contrair, ich hab' den alten Muth in mir, ja einen noch festeren, denn wir brauchen ihn heut und noch mehr demnächst. Aber das Herz ist mir schwer von Kummer und Zorn über alles, was man muthwillig und gewissenlos verdirbt und was man kurzsichtig und frech heraufbeschwört, ohne Kraft und Mittel ihm zu begegnen. Denn was es auch in Deutschland geben wird — wir werden es in noch höherer Potenz haben. Man macht's danach, es ist ein Kunststück, sag' ich dir, ein Kunststück,“ fügte der Greis erregt hinzu, „in einer so kurzen Zeit die Ehrfurcht, die Treue, die Genügsamkeit und Bequemlichkeit, die in uns stecken, bis auf die Wurzel zu zerstören und aus friedliebenden, willigen Menschen trotzige Gegner, entschlossene Revolutionäre zu machen!“

„Du malst zu schwarz,“ bemerkte Frau Elisabeth gepreßt.

„Zu schwarz! Sieh dich um in Deutschland, sieh dich um in der Welt! Wie viel Winkel gibt's

noch, in denen man hoffen darf, von oben und unten getreu zusammenhaltend, den kommenden Sturm zu bestehen, das schwälende Feuer zu ersticken oder an der Grenze zurückzuhalten? Hier wäre das nicht unmöglich gewesen, selbst nicht mit dem neuen, von vielen gefürchteten Herrn. Der Alte hatte es danach gemacht, daß man einen Anderen, gleichviel welchen, herbeisehnte. Der Neue hätte aus dem Eindruck, den sein erstes Auftreten und Wirken machte, lernen können, wie wenig dazu gehörte, sich auch in unseren Herzen festzusetzen, die Widerstrebendsten sich zu verbinden. Aber er hat's nicht gewollt, und nun haben wir's alle zu büßen."

„Sage: er hat's nicht gekonnt," sprach die Matrone mit einem tiefen Athemzuge.

„Um so schlimmer für ihn und uns," entgegnete der Commerzienrath finster.

Es sah in der That halb traurig, halb todesernst im kleinen Lande aus, und der Commerzienrath war nicht der einzige seiner Bürger, der so dunkel in Gegenwart und Zukunft blickte. Die Zustände hatten sich von Woche zu Woche verschlimmert, das Vertrauen hatte sich vollständig verloren und von Rücksichten und Schonung war auf keiner Seite mehr

die Rede. Das Bedenklichste aber im Sinne einer solchen Regierung hätte die ganz unendliche Veränderung der Interessen sein müssen, welche ihre Unterthanen beherrschten und aufregten und weit über die Grenzen des kleinen Staats und die bisherigen Ziele hinauszugreifen begannen.

Man fand sich nicht mehr in seiner selbstsüchtigen Vereinzelung und seiner zweck- und nutzlosen Einzelexistenz, sondern als ein gesundes, nützliches, ja nothwendiges Glied des Gesammtvaterlandes, dessen Blut und Leben man in den eigenen Adern pulsiren fühlte, dessen Ziele und Forderungen man als die seinen erkannte. Die badischen Kammerverhandlungen, der vereinigte Landtag Preußens, die Vorgänge in Ungarn, die Münchener Skandalgeschichten, die Freisinnigkeit des Papstes, die Corruption in Frankreich, das Hunger- und Krankheitselend in diesem und jenem District des Vaterlandes — das alles bewegte die Köpfe und die Herzen auf das tiefste und nachhaltigste. Man trat zusammen zur Besprechung und Verständigung über das, was draußen geschah, über das, was daheim passirte. Man debattirte die Regierungsmaßregeln, man machte sich die Bedürfnisse und Rechte des Landes klar, man einigte sich

zur Forderung der ersteren und zur Vertheidigung der letzteren, und die Local- und Winkelpresse des Herzogthums gewann durch die Betheiligung fähiger Köpfe eine ungeahnte Bedeutung.

Die Regierung verfuhr diesen Zuständen gegenüber ziemlich in derselben Weise, wie es in den meisten übrigen Staaten und Stätchen Deutschlands der Fall war: die Homogenität derselben mit dem, was in allen deutschen Gauen geschah und sich regte, der tief innere Zusammenhang oder vielmehr die völlige Einheit und die daraus erwachsende, unermeßliche Bedeutung der gesammten Bewegung, kümmerte sie für jetzt verzweifelt wenig und wurde mit einer Blindheit oder einem Leichtsinn übersehen, die spätere Generationen dem Historiker kaum glauben werden. Günstigsten Falls beruhigte man sich in dem Bewußtsein, daß die heilige Alliance noch nicht völlig zu Ende, daß Metternich lebe und auch der Bundestag existire; die Ruhe, welche diese Drei in den zwanziger und dreißiger Jahren zn erhalten gewußt, mußte durch gleiche oder ähnliche Mittel auch jetzt wieder zu erzwingen sein.

Für die Ungeberdigkeit des eignen Ländleins dagegen war man selber Manns genug und bedurfte

keiner Hülfe und keines Raths, welche den Glanz der vollen Souveränetät hätten schädigen können. Man zeigte den Unterthanen ihren Herrn und zog die Zügel straff an, daß sie auch den frechsten und härtesten Köpfen fühlbar wurden. Die Verbote wandten sich drohend gegen alles, das Große wie das Kleine, das Ernste wie das Lächerliche; die Strafen flogen hinterdrein wie Hagelschauer, die Censur, von der man bisher kaum etwas erfahren, weil es nichts zu censiren gegeben hatte, erstand wie ein Riese und schlug mit Keulen darein. Und damit man im Lande ja nicht zweifeln möge an dem Willen und der Kraft der Regierung, folgten alle die bekannten kleinen Nadelstiche: die Prozesse wegen Majestätsbeleidigung, die Versetzung oder Entlassung widerspenstiger Beamten und „Diener," die Nichtbestätigung dieser oder jener Wahl, die Einsetzung von Geistlichen gegen den Willen der Gemeinde, Entziehung von Concessionen und was noch sonst in dies Genre gehört, — und dazu endlich die Ausbildung eines Spionir- und Denunciationssystems, welches vollends alles Vertrauen vernichtete und selbst die treusten Anhänger der Regierung erschreckte und indignirte.

Die Seele aller dieser Maßregeln und Einrich-

tungen war der Staatsminister, der Freiherr von Keineck, der vom Herzog bald nach seinem Regierungsantritt, wie wir wissen, aus dem Nachbarlande auf diesen Posten berufen war und anfangs einen sehr beschränkten Wirkungskreis gefunden hatte. Damit war es, grade in den letzten Monaten, anders geworden; er hatte freie Hand bekommen, den Verwaltungs- und Geschäftsgang ganz nach seinem Sinne zu regeln, und er fand, wie das in der Natur der Sache liegt, Helfer und Förderer genug, um es mit ihnen versuchen zu können, den sich im Lande erhebenden Widerstand in der geschilderten Weise niederzuhalten. Nur eines hatte er bei seinem Calcül übersehen, und das war der zwar nur passive, aber darum noch schwerer zu brechende Widerstand, den er bei dem größten Theil des alten einheimischeu Beamtenthums, zumal auf den unteren Stellen, den Gemeindebehörden, den Forst- und Grenzbeamten u. s. w. fand. Diese Leute standen mit nicht viel Ausnahmen alle auf Seiten des gemaßregelten und mißhandelten Landes. Sie fügten sich gelegentlich wohl den Verordnungen und Maßregeln der Regierung, aber sie kamen der Ausführung derselben so wenig wie möglich zu Hülfe, und anstatt sich zur Anzeige von Ge-

setzwidrigkeiten herbeizulassen, schienen sie es sich zur Pflicht gemacht zu haben, dieselben nach Kräften zu verheimlichen, oder anderen Falls ihnen mit der größten Milde entgegenzutreten.

Es ist hienach natürlich und begreiflich, daß Erbitterung und Haß im Lande sich hauptsächlich auf den genannten hohen Herrn, seine nächste Umgebung und seine „Kreaturen" richtete, unter denen obendrein mehr als ein „Ausländer" war, der seine Anstellung von jenem berüchtigten Dreikönigstag her datirte, und schon darum übel angesehen ward. Auch mußte man zugestehen, daß das bisherige „Hofregiment", wie man es wohl spöttisch bezeichnet hatte, seither sich mehr und mehr zur Ruhe gesetzt habe — Serenissimus bekümmerte sich geschäftlich fast nur noch um die Kirchensachen und fragte augenblicklich selbst nach den militairischen Dingen sehr wenig; und Herzogin Leopoldine fand täglich weniger Zeit und Stimmung, sich den Geschäften mit dem früheren Eifer zu widmen. Man ließ von hier aus dem Mann, den man an die Spitze der Verwaltung berufen, dem man jedoch bisher verzweifelt wenig zu thun gelassen, täglich freiere Hand und war ihm dankbar, daß er die Sorgen und Arbeiten auf sich nahm, mit denen man sich lange

und mühsam genug selbst geplagt hatte. Man glaubte mit äußerster Genugthuung in ihm den Mann der Zeit und der That gefunden zu haben, denjenigen, der nicht nur das Staatsschifflein sicher durch Gegenwart und Zukunft steuern werde, sondern auch am Bord desselben die wünschenswerthe Disciplin aufrecht zu erhalten im Stande sei. Wie man im Lande dafür auf ihn sah — was kümmerte das den Hof und ihn selbst?

Die steigende Erbitterung und der Haß, mit welchem das Land auf den Minister sah, kam indessen dem Hofe und den höchsten Herrschaften nicht zu gut, — man wußte oder ahnte sie doch überall noch viel zu viel betheiligt, um ihre Thätigkeit und Wirksamkeit für eine sei es nichtige, sei es auch nur gleichgültige zu halten, oder man suchte und fand grade in dieser Gleichgültigkeit und Nichtbetheiligung Grund zu neuen Vorwürfen und Angriffen. Ueberdies gab es, wie angedeutet, auch noch Gelegenheiten genug, wo man ein persönliches Eingreifen sah und täglich mehr erkennen mußte, daß von einem Verständniß des Landeswohls und der allgemeinen Bedürfnisse, von Schonung und Rücksichtnahme, von dem Wunsch oder der Fähigkeit, mit den Unterthanen in Harmonie

zu bleiben, in diesen Kreisen wenig oder nichts zu finden sei. Grade in den Fällen, wo der Herzog noch persönlich eingriff, in den Kirchensachen, wurde man auf das allerempfindlichste und unheilbarste verletzt, und der Versuch, ein neues Gesangbuch einzuführen, hatte den entschiedenen Widerstand des ganzen Ländchens wach gerufen, ja in einzelnen Gebirgsdistricten zu Scenen geführt, welche selbst den Staatsminister in diesem Falle zum vorläufigen Nachgeben rathen ließen.

Auch die Erbfolgeangelegenheit, um alle hieher gehörigen Verhältnisse mit diesem Wort in der Kürze zu bezeichnen, war durch den Stolz und die Hartnäckigkeit des Herzogs — vielleicht auch der Herzogin — neuerdings auf's frische und schlimmer als je verwickelt und in ein Stadium gerückt worden, welches nicht bloß das Land, sondern sogar auch den Hof und die nächste Umgebung des Fürstenpaars ernstlich beunruhigte. Bald nach jenem Besuch der fürstlichen Diplomatin hatte verlautet, daß der —sche Hof, bei der Aussichtslosigkeit der Bundestagsverhandlungen, einer Privatübereinkunft nicht abgeneigt sei. Es sollte sich nur um eine unbedeutende Grenzberichtigung und um gewisse Versprechungen für die Zukunft, falls

Herzog August Wilhelm unbeerbt sterbe, gehandelt haben, vom Herzog aber auf das schroffste und beleidigendste auch das geringste Zugeständniß verweigert worden sein. Die Folge davon sollte die Drohung der —schen Regierung gewesen sein, ihre Rechte sich nöthigenfalls mit Gewalt zu sichern, und es sprach für diese Sage, daß man drüben wirklich gewissermaßen rüstete, daß sich in der Grenzprovinz Truppen zeigten, wo bisher keine Garnisonen gewesen, und daß sich plötzlich eine Menge der widerwärtigsten Grenzstreitigkeiten und Verkehrshinderungen einstellten, welche für die Bewohner dieser Landstriche bald fast unerträglich wurden.

Was der Fürst für die Zukunft hoffte und im Sinne hatte, war, wie es einmal stand, selbst für den größten Theil seiner nächsten Umgebung ein — sagen wir: peinliches Räthsel, das zu Auflösungsversuchen führte, von denen der eine immer unbehaglicher als der andere war. Eine Begünstigung der Ansprüche des Prinzen Arthur oder des Grafen Valer, wenn solche erhoben wurden, war von ihm am wenigsten zu erwarten, und es blieb endlich nur die halb verzweiflungsvolle, halb spöttische Annahme übrig, daß der Herr entweder eine directe himmlische Entscheidung

erwarte oder gar nicht über diese Dinge nachdenke. Von allem, was Sterben und Tod und zumal seinen eigenen betraf, durfte ihm kein Laut zu Ohren kommen, — bei seiner finsteren Lebensanschauung und seiner asketischen Gesinnung freilich seltsam genug.

Mit dieser Anschauung und Gesinnung war es jedoch überhaupt anscheinend ganz eigen bestellt, wenigstens waren grade in den vergangenen Monaten einzelne Fälle bekannt geworden, wo man dem Herrn ganz etwas Anderes hatte nachsagen wollen, als Verachtung der Welt und ihrer Freuden. Er hatte seinen Plan vom Frühling ausgeführt und war beinah eine ganze Woche bei dem Grafen Hellenberg auf Burg Eyben geblieben, die gebotenen Genüsse und Unterhaltungen keineswegs verschmähend. Es sollten dort Dinge vorgekommen und Züge hervorgetreten sein, welche selbst seine Vertrautesten nicht wenig überrascht hatten, und vor allem wurde es bemerkt, daß der Fürst ein Auge und Gefühl für weibliche Reize offenbarte, die sogar die alten Bekannten von Berlin und vom Degenberg her, gar nicht bei ihm geahnt hatten.

Obendrein wandte sich Beides nicht einmal einer Erscheinung ausschließlich zu, wenn auch Gräfin

Leonie sichtbar die erste Stelle in der Beachtung des Herrn einnahm. Man hatte es nicht übersehen, daß auch Fräulein von Stillberg, welche ihre Gebieterin natürlich auch hier begleitete, bei Serenissimus mehr als je in Gnaden stand. Ja dies ging der Sage nach sogar so weit, daß der Fürst sich Ruhe und Frieden der Dame mehr angelegen sein ließ, als es bei seiner Gemahlin statt fand, und früher und entschiedener als diese, die Theilnahme des Grafen Valer für das schöne Kind eine übertriebene und gefährliche hieß. Seit der Rückkehr nach Desirade und der bald folgenden Uebersiedelung in das Stadtschloß hatte diese gnädige Gesinnung sich keineswegs vermindert, sondern war in stetem Wachsen begriffen, und man war nur darüber noch verwundert, daß Hermine diesen außerordentlichen Vorzug anscheinend nicht dankbar genug würdigte, noch durch denselben sich beglückt zeigte. Erst ganz neuerlich, besonders seit der Graf Valer — man wußte nicht, weßhalb, noch auf wie lange — abgereist war, glaubte man sich zuflüstern zu dürfen, daß die Dame die Gnade des Herrn doch nicht allzu gering anschlage.

Von der Herzogin Leopoldine wußte man freilich schon längst, daß sie am liebsten das Leben sich auf

das heiterste entfalten sah und sich durch den Gemahl nur selten ihr Vergnügen stören ließ. Dennoch fühlte man sich selbst in ihrer nächsten Umgebung überrascht, als man sah, mit welcher Lust und Sorglosigkeit sie sich den Zerstreuungen überließ und die Schranken fortzuräumen erlaubte, die sie vordem selber respectirt, ja zum Theil selbst erst aufgestellt hatte. Von den Geschäften zog sie sich, wie schon bemerkt, fast ganz zurück und erklärte es nicht zu begreifen, wie sie an diesen theils unbedeutenden, theils schmutzigen und stets dankLosen Dingen jemals habe Vergnügen finden können.

Die Würde und den Glanz ihrer Stellung wußte sie gelegentlich noch ebenso majestätisch zu entfalten und zu vertreten, wie früher, allein viel lieber widmete sie sich sichtbar dem heitern Genusse des Augenblicks und machte sich und den Ihren das Leben so anmuthig und schön wie möglich. Die finstern Anwandlungen, denen sie vordem zuweilen unterlegen war, störten sie nun selten, und noch seltener wurde etwas von der strengen Auffassung und den harten Urtheilen laut, mit denen sie selbst im Sommer zuweilen noch jeder auch noch so leisen Ausschreitung entgegengetreten war. Jetzt wäre Gräfin Leonie

sicher nicht mehr darum verdammt worden, weil sie bei der Gemahlin des französischen Gesandten einen lustigen Abend verlebt hatte. Hatte man doch gegen Frau von Reigenbach Nachsicht geübt und sie in Desirade und hernach in Burg Eyben auf das gnädigste aufgenommen. Man lebte am Hofe in einem Wirbel des Vergnügens und der Zerstreuungen, man lästerte viel und lachte viel, man lebte und ließ leben, und fragte weder, woher die Mittel zu einem solchen Leben kamen, noch was die übrige Welt oder gar das Volk darüber für ein Urtheil fällen möge.

An die Herzogin hatte sich, wie anders, wie frei sie auch geworden, die Lästerung freilich noch niemals herangewagt, wenn man auch bemerken mußte, daß sie ganz anderer, ernsterer, tieferer, wärmerer Gefühle fähig war, als der bloßen Herablassung, Werthschätzung und freundlichen Güte, welche den Fürsten sonst für ihre Umgebung zu genügen pflegen. In einem bedenklichen Maße widmeten sich diese tieferen Gefühle indessen keiner Persönlichkeit ausschließlich, und man wußte oder wagte niemand zu nennen, der der Gebieterin besonders nahe gestanden wäre. Graf Valer zum mindesten war niemals in einer solchen Stellung gewesen; eher konnte man noch an den, kürzlich zum

Oberstlieutenant und Kammerherrn beförderten Eugen Stillberg denken — er stand bei der Herzogin fast noch mehr als bei ihrem Gemahl in der höchsten Gnade und man wußte, daß die zuletzt erwähnte Beförderung von ihr veranlaßt worden war, um den ihr angenehmen Mann häufiger in ihrer Nähe haben zu können.

Weiter jedoch konnte man auch in diesem Falle nicht combiniren. Herzogin Leopoldine bevorzugte Eugen einerseits zu offen und unbefangen und ließ ihn andrerseits ihre Laune gelegentlich nicht weniger empfinden als jeden Anderen. Endlich sah man gut genug, daß der Günstling, wie man ihn wohl heißen mußte, der Fürstin stets nur in der treusten Ehrerbietung huldigte, daneben aber mit Fräulein von Rausnitz in einem Verhältnisse stand, welches jedes andere offene oder geheime ausschließen mußte. Man wußte die Herzogin dem Paare so herzlich geneigt wie möglich und erwartete täglich dasselbe sich für verlobt erklären zu hören.

Außerhalb der Hofkreise dachte, urtheilte und sprach man über diese Zustände freilich bei weitem anders. Man tadelte und verdammte nicht nur den fabelhaften Aufwand, mit dem das Leben in Desirade

und jetzt in der Residenz geführt wurde, die grenzenlose Verschwendung, die bei jeder Gelegenheit sichtbar ward, sondern man erhob sich auch mit noch mehr Indignation als Erbitterung gegen die Freiheit des Tons und die Laxheit des Lebens, die am Hofe immer rückhaltsloser hervortraten. In den Kernkreisen des Volks wurde die Aufnahme der — man mußte sagen: berüchtigten Frau von Reigenbach wie eine Art von unaustilgbarem Makel empfunden, und die Urtheile über die Herrschaften selbst wurden von Tag zu Tag schärfer und unumwundener. Von der Achtung, die man ihnen früher in dieser Richtung wenigstens stets noch gegönnt, verlor sich täglich ein immer größerer Theil, und wenn man schon entrüstet darüber war, daß das fürstliche Paar die offenkundigsten, unsittlichen Verhältnisse in seiner Umgebung völlig übersehen zu wollen schien, so wandte man sich mit — wir müssen dies Wort wiederholen! — Indignation von den Verbindungen ab, in denen man die hohen Personen selber erblicken zu müssen meinte. Es zweifelte kaum noch jemand daran, wie der Herzog zur Gräfin Hellenberg, wie die Herzogin nicht bloß zu Eugen stehe — sie liebe auch hier den Wechsel und die Zerstreuung, sagte man.

Man wich vor keiner Uebertreibung mehr zurück, wie man stets dahin gelangt, wenn von der anderen Seite gar nichts geschieht, den Schein zu wahren, die Lebens- und Sittenstrenge des Volkes billig zu schonen, und sich, wo nicht seine Liebe, doch seine Achtung zu sichern; ja wenn man sich obendrein auf der einen Seite zwar in der freisten und offensten Weise gehen läßt, auf der andern aber dennoch sich in einem Kreise abgeschlossen hält, der jedem Fremden versperrt bleibt und in den von außen her auch keine unberufenen Blicke mehr einzudringen vermögen. Da müssen selbst die hoch und rein Gebildeten, die Verständigen, Billigen und Nachsichtigen unterliegen, weil ihnen jede Möglichkeit abgeschnitten wird, ihr ruhigeres und einsichtigeres Urtheil zu bewahrheiten.

Derartige Zustände herrschten aber jetzt am Hofe. Mau wurde dort täglich ausschließender, und es war von Hoffähigkeit nie so viel die Rede gewesen wie jetzt. Es schien niemand mehr in diesen Kreis kommen zu sollen, der nicht seinen alten Adel beweisen konnte, oder dem mit dem neu ertheilten Adel zugleich auch ausdrücklich der Zutritt zu den Herrschaften gestattet worden war. Und da der höchste und engste Kreis den übrigen Ständen und dem gesammten

Volk auf das kälteste und schroffste gegenüberstand, konnte es nicht ausbleiben, daß die ganze Hofgesellschaft diesem Beispiel mehr oder minder folgte und damit eine Trennung der Stände herbeiführte, die man in solcher Schärfe hierzulande niemals früher gekannt. Ja dieselbe ward um so sichtbarer und auffälliger, als man die übrigen Mitglieder des herzoglichen Hauses sich noch immer in ihrer alten ungezwungenen Weise fortbewegen sah und obendrein bemerken konnte, daß grade die achtungswerthesten Familien des alteinheimischen Adels diesem Treiben so lange und weit wie möglich aus dem Wege gingen.

Das waren etwa die Zustände, wie sie sich jetzt, wenig mehr als ein Jahr nach dem Regierungsantritt des Herzogs August Wilhem in Löwenberg herausgebildet hatten und die Herzen der Bewohner mit Trauer und Sorge, mit Schmerz und Zorn erfüllten. Der alte Christian Morder sprach mit seinem „ich verstehe es nicht mehr!“ nichts Anderes aus, als was Tausende der Wackersten und Ehrlichsten sich täglich sagten. Man mußte zugestehen, — hätte man es von oben ausdrücklich darauf angelegt gehabt, alle Sympathien der Unterthanen zu verscherzen und vernichten, seine Stellung nach außen und innen

von Tag zu Tag unhaltbarer zu machen und für sich selbst und das Land die drohendsten Gefahren heraufzubeschwören, — es wäre nicht klüger anzufangen, nicht gründlicher durchzuführen gewesen.

Es versteht sich leicht, daß neben diesen allgemeinen, das ganze Land erschreckenden, beunruhigenden oder erbitternden Zuständen noch zahlreiche besondere existirten, meistens aus den ersteren hervorgegangen, die den Einzelnen auch noch besonders schmerzten oder reizten. Und für die alten Gatten in der Marienstraße lag ein solcher besonderer Schmerz in der nicht mehr abzuweisenden Erkenntniß, daß sie von den geliebten Adoptivenkeln voraussichtlich für immer geschieden waren. Sie hatten die Geschwister lange nicht mehr bei sich gesehen, obgleich Eugen ja stets in der Stadt geblieben und auch der Hof nun schon seit Monaten in das Residenzschloß zurückgekehrt war. Man zählte Eugen und Hermine jetzt allgemein zu den Exclusivsten der Hofgesellschaft, und die Gerüchte, die sich über beide zu verbreiten anfingen, trennten sie noch mehr von allen früheren Freunden.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Schreckbilder vorn und hinten. Indiscretion und ein Herzkrampf.

„Ich kann trotz alledem und alledem noch nicht daran glauben", sagte der alte Herr, der noch immer seinen Gang durch das Gemach fortsetzte, als wollte er die Bewegung, welche das schlechte Wetter ihm draußen verwehrte, sich wenigstens drinnen zu verschaffen suchen. Das Gespräch hatte sich von den allgemeinen Zuständen allmälig auf die häuslichen und Familienverhältnisse zurückgezogen und war bei den Geschwistern stehen geblieben, die von dem Ehepaare so sehr geliebt wurden und deren Entfernung von Frau Elisabeth fast wie die traurigste Erfahrung ihres Lebens angesehen ward.

Und nun gar, was man von ihnen nicht mehr flüsterte, sondern schon laut sprach und spottete —

die Matrone wußte nicht, sollte sie sich die Augen ausweinen oder sollte sie mit harter Hand die Liebe aus ihrem Herzen reißen, die seit zwanzig Jahren in ihm sich fester und fester gesetzt und immer treuer und immer wärmer geworden war. Und nicht am leichtesten war es für sie, daß sie so oft, wenn dieser oder jener mit einer neuen Sage zu ihnen kam und spottete, lästerte, drohte, stets ihre Fassung bewahren, ihren Kummer, ihren Zorn verstecken sollte — „wir werden uns doch nicht für empfindlich uud verletzt durch eine anscheinende Vernachlässigung bekennen," hatte der Gatte gesagt, „und wie wir einmal zu den Kindern standen und stehen, dürfen wir sie nicht früher fallen lassen, als bis jede Möglichkeit sie zu halten, an sie zu glauben, abgeschnitten ist."

Frau Elisabeth fügte sich dem, ja sie redete überhaupt nicht mehr leicht über die Beiden und hörte auch in ihrem Familienkreis, vom Sohn und Enkel, kaum noch ihre Namen. Nur zuweilen wallte es in ihr einmal auf und über, zumal wenn sie so mit dem Gatten allein war, wie heut in der Dämmerstunde, in seinem eigenen stillen Hinterzimmer, wo jede Störung noch mehr ausgeschlossen war als droben in den jedem zugänglichen Wohnräumen. Das kam nicht oft

vor und darum hatte die Matrone auch die heutige Gelegenheit ergriffen und sich ausgeredet — sie hatte überdies den Zweck dabei, den Alten von seinen finsteren und traurigen Gedanken abzuziehen, die sie im Verein mit seinem ungewohnten, wenn auch leichten Unwohlsein, an dem klaren, unerschütterlichen, gleichmüthigen Greise halb erschreckten, halb betrübten. Und er hatte ihr auch ziemlich gut stand gehalten, ihren Klagen, ihren Befürchtungen, ihrem Zürnen, — und nun hatte er dennoch gesagt: „ich kann trotz alledem noch nicht daran glauben!“

Seine Zustimmung hätte die alte Frau, wie sie nun einmal noch immer an den Kindern hing, und das Urtheil des Gatten längst als ein entscheidendes anzusehen gelernt hatte, nur betrüben können. Aber daß er nun so kurzweg seinen Unglauben aussprach, nachdem sie ihm Gott weiß was alles vorgeredet, erzählt und bewiesen, — das war denn doch fast ein wenig zu arg, und sie meinte beinah ärgerlich: „Du zweifelst noch, bis man Dir die leidige Wahrheit in die Augen drückt.“

Er lächelte über ihren Ton und versetzte, vor ihr stehen bleibend: „das thu ich freilich, Alte, und nicht minder um der Kleinen als um — unsretwillen.

Sollen wir an Gerüchte und Lästerungen glauben und die eigene gute Erfahrung in den Wind schlagen? Haben wir uns zwanzig Jahre lang getäuscht, und war all das Tüchtige und Brave, das Liebe und das Reine, das unter unseren Augen, unter Deiner Hand, Mutter, heranwuchs und sich entwickelte, nichts als ein locker Gewand, das man achtlos nur so von sich wirft oder verliert? Wäre der, der es dem Menschen so schlecht angemessen, nicht eben so sehr, ja mehr zu tadeln, als der Verlierer selbst?"

Das war denn doch fast ein wenig allzu hart und Frau Elisabeth mußte sich zusammennehmen, um nicht eine sehr bittere Antwort zu geben. Aber gereizt klang es immer noch, als sie erwiderte: „das ist mehr als ungerecht, Christian! Von uns, von mir können sie nichts gesehen haben, als ein mindestens redliches Streben zum Guten und Rechten, und sind mit Liebe auf den Weg gewiesen, den wir selber für den rechten halten und verfolgen. Ist das unsere Schuld, ist's ein Vorwurf für uns, wenn sie von dem jetzt abweichen und einen anderen einschlagen, den eigenen, uns fremden, von dem wir sie nicht einmal zurückziehen können, weil sie uns zurückweisen? Einen Weg, der sie, wie wir rechnen und sehen, in's Elend führen muß?

Einen Weg — ach gar keinen Weg mehr!" brach ihr Schmerz aus, und sie preßte die Hände zusammen, — „ein Irrlicht verlockt und blendet sie, sie schweifen ihm nach, ohne Weg und Steg, in der Irre, — daß sich Gott erbarme!"

Der Commerzienrath stand noch vor ihr, ein guter Zuhörer, und da sie schwieg, erhoben sich seine dunklen Augen von der Gattin und wandten sich auf den Hof hinaus, den man von hier bekanntlich zum größten Theil übersehen konnte. Es war in dieser Stunde dort freilich alles still und der Schnee, der in leisen Flocken herabkam, hatte sich ungestört zur dichten Decke ausgebreitet, und verhinderte mit seinem weißen Leuchten noch den vollen Hereinbruch der Dämmerung. Unter dem Thorweg des Quergebäudes waren schon ein paar Laternen angezündet und in den anstoßenden Räumen mochten wohl noch Arbeiter beschäftigt sein, wie man aus zuweilen hervor- und wieder zurücktretenden Gestalten schließen durfte. Aber nach ihnen sah der Greis nicht, und auch nicht nach dem dunklen Gezweig der Gartenbäume; sein Auge hob sich mehr und mehr, hinauf zu dem Kirchthurm, der schwarzmassig und fest alle Gebäude rings umher überragte — da blieb es haften, nachdenklich und fast

schwermüthig. Und es blieb auch dort, als der Alte nach einer ganzen Weile langsam und leise und wie nur zu sich selbst sagte: „ja, in der Irre, und kein Wahrzeichen, und kein freundlich Licht in der Ferne, zu dem sie sich wieder zurecht finden könnten!"

Und nun sank sein Aug' wieder herab auf die alte Gefährtin mit mild' ernstem Blick, und er fügte hinzu: „in der Irre, Mutter — das Wort sprachst Du recht, das charakterisirt uns alle. Es weiß niemand mehr, wo er geht und wohin er gelangt, der Höchste nicht und der Klügste nicht — alle taumeln sie weiter und reißen übermüthig oder leichtsinnig auch die wenigen mit weiter, die noch stocken und sich sorgenvoll umschauen nach den alten sicheren Pfaden."

Die Matrone sah ihn beinah zürnend an. „Wir, Christian?" fragte sie, „auch wir gingen irre? Ich denke doch —"

Er lächelte gutmüthig. „Von uns ist keine Rede, Alte," sagte er, „so meint' ich das wir nicht. Das wäre schlimm, wenn wir über diese Gefahr noch nicht hinweg wären und unser Ziel übersähen, das so nahe vor uns. Aber die anderen, die jetzt in der Fülle und im Recht des Lebens stehen — die taumeln und irren umher, sag' ich. Und ich meine," fügte er ernster

hinzu, „da es so den sogenannten Klugen und Erfahrenen geht, sollten wir's dem Kinde nicht so hoch anrechnen, wenn sich's ein wenig blenden und verlocken ließ. Das — ich kann's und kann's nicht anders glauben! — geht nicht zu Grunde! Es kehrt um, bevor es zu spät geworden."

Nach einer Pause sprach Frau Elisabeth kopfschüttelnd: „und von Eugen denkst Du anders? Du redest immer nur von der Kleinen."

Seine Stirn faltete sich und er entgegnete auch in einem ganz anderen, herben Ton: „Du hast Recht, Elisabeth, ich rede nur von ihr in dieser Weise; über ihn müßt' es freilich anders lauten, da handelt es sich um mehr als um ein mögliches persönliches Straucheln und Irren. Ein Mann, der solche Stellung annimmt, und solchen Einfluß erhält, und dennoch Beides entweder gar nicht verwerthet oder nur zum Schaden und Unheil seines Landes und Volkes, — gleichviel, wiederhole ich, ob nur duldend oder selbst thätig — der wird mit anderem Maaß gemessen, und mit ihm rechten nicht wir allein, sondern das ganze —"

In diesem Augenblick wurde die Thür nach dem kleinen Vorplatz, der uns durch den Zank des seligen Rittmeisters und der ehrenwerthen Dame Lucretia noch

in der Erinnerung blieb, leise geöffnet, und eine sanfte Stimme fragte nach einer kleinen Pause herein: „darf ich, lieber Herr Commerzienrath?“

Der Greis hatte sich der Thür zugewendet — auf dem Vorplatz war schon Licht, aber die Gestalt, welche er erblickte, wurde dadurch für die im dunklen Zimmer Befindlichen nicht erkennbarer; nur daß es eine Dame war, sah er. „Wer ist denn das? Treten Sie doch ein!“ sagte er indessen höflich.

Sie folgte der Bitte und schloß die Thür. „Bin ich denn so lange nicht hiergewesen, daß Sie die Therese ganz vergaßen?“ fragte sie in einem Ton, als ob sie dabei lächele und fuhr, während Frau Elisabeth sich von ihrem Fensterplatz erhob und mit dem Ausruf „Therese!“ herankam, gleich munter fort: „bitte, bitte, verzeihen Sie mir Beides — mein langes Ausbleiben und mein Eindringen in dieses Allerheiligste! Das Mädchen wollte Sie hinaufrufen, aber ich litt es nicht — ich will Ihnen nur guten Abend sagen, nur fragen wie es geht, und muß gleich wieder fort.“

„Und in mein Zimmer — das ist ja eine große Ehre!“ bemerkte Christian Morder beinah ein wenig spöttisch. „Ein Glück nur, daß der Husten mich nicht viel rauchen läßt.“

„Wir wollen aber doch hinaufgehen," sagte Frau Elisabeth fast zugleich. „Es ist hier dunkel."

„O nein — nein! Sie sollen nicht gestört werden — ich durfte doch sonst einmal hier herein — es ist freilich lange her! Damals, als meine Eltern gestorben waren und Sie Beide — ach lieber Gott," brach sie im elegischen Ton ab, „damals, wie war alles noch so friedensvoll, so herzlich, so froh und glücklich!"

Der Eindruck dieser, grade für Therese ungewöhnlichen Worte, verminderte die Ueberraschung nicht, welche der unvermuthete Eintritt der Kammerfrau in dem alten Ehepaare hervorgerufen hatte. Therese war, nachdem der Hof damals nach Desirade übergesiedelt, wenn irgend ein Geschäft sie gelegentlich in die Residenz geführt, kaum noch ein- oder zweimal in dem Morder'schen Hause erschienen und hatte seit der Rückkehr in das Stadtschloß sich gar nicht mehr blicken lassen. Frau Elisabeth zürnte ihr darum nicht viel. Je häufiger sie anfangs die Kammerfrau bei sich gesehen und je aufmerksamer sie im Stillen dieselbe beobachtet hatte, desto mehr traten die Erinnerungen an die frühere Nachbarstochter zurück und das mit ein wenig Neugier gemischte Wohlwollen der ersten

Aufnahme verlor sich alsbald in die nicht grade angenehme Ueberzeugung, daß man bei der Dame und ihren Besuchen stets irgend einen Zweck voraussetzen müsse und meistens allen Grund habe, in seinen Aeußerungen und Urtheilen ihr gegenüber auf der Hut zu sein.

Jetzt war beides in noch viel höherem Maße der Fall und obendrein die etwa vorhandene Absicht eine viel verstecktere und leicht möglich bedenklichere. An der Aufrechterhaltung wenn auch nur einer Art von Verbindung mit den bürgerlichen Kreisen und zumal mit ihrer angesehensten Familie, der Morder'schen, war dem Hofe längst nichts mehr gelegen, und was man in den unteren Regionen urtheilte, was dort sich etwa regte, kümmerte droben keinen Menschen mehr. Ferner war doch auch Morder's nicht unbekannt geblieben, daß die Gunst, in welcher Therese bei ihrer Herrin gestanden, einigermaßen in Abnahme gekommen war. Und endlich — wenn auch nichts von dem allen zutraf, wenn der Hof wieder anknüpfen oder auch nur anhorchen wollte; wenn Therese von neuem mit Missionen betraut wurde und in vollen Gnaden stand, — wie Christian Morder und in Folge dessen auch seine Gattin die herr-

schenden Zustände ansah und wie fest er zu seiner Ueberzeugung stand, darüber konnte man selbst am Hofe und auch bei der jetzigen hochmüthigen Gleichgültigkeit nicht einen Augenblick in Zweifel sein.

Was wollte Dame Therese also und zumal mit einer so ganz ungewöhnlichen Zudringlichkeit?

Der Commerzienrath machte Licht und zündete dann die Lampe an, die auf seinem Tisch bereit stand. Er setzte den Schirm gleich wieder auf und löschte zugleich auch die zuerst angezündete Kerze auf dem Handleuchter, so daß es in dem großen Zimmer und um die Personen her ziemlich dämmerig blieb. Allein der Augenblick, während dessen die Flammen frei gewesen, hatte Frau Elisabeth genügt, die Miene ihres Besuches zu durchforschen — Therese sah indessen genau so aus, wie sie geredet: elegisch. Trotzdem wußte die Matrone gut genug, daß die sanften grauen Augen ihres Gatten und ihr eignes Gesicht in ganz gleicher Weise geprüft hatten. Das Resultat mußte freilich, wenigstens bei der alten Dame, ein anderes gewesen sein — Frau Elisabeth hatte ihre, sagen wir kurzweg: Ueberraschung, obgleich es in Wirklichkeit nicht diese allein war, noch nicht überwunden.

„Na, nun setzen Sie sich denn auch,“ sagte der

Commerzienrath, da Therese am Tisch stehen blieb. „Nöthige doch zum Ablegen, Mutter.“

„Wo denken Sie hin!“ wehrte Therese ab, „ich muß sogleich fort — umsonst vermuthlich, aber es ist ja doch meine Pflicht, zur Toilettenstunde parat zu sein, obgleich —“

„Setzen Sie sich nur erst,“ unterbrach sie der Commerzienrath und fügte, da seine Frau noch immer schwieg, mit einer Art von guthmüthigem Spott hinzu: „Sie thun ja ganz erbärmlich, Kind! Was giebt's denn? Sprechen Sie sich nur aus — wir sind ja alte Freunde.“

„Ach liebster Gott, Herr Commerzienrath, was sagte ich, das Sie nicht längst wüßten? Es entfuhr mir auch nur so — die alte Gewohnheit läßt einen nicht. Ich dachte nur, meine Hoheit könnte, seit sie gestern Abend zurückgekehrt, wieder —“

„Zurückgekehrt?“ wiederholte Frau Elisabeth jetzt. „Die Hoheit hat also endlich das alte Desirade satt bekommen?“

„Wissen Sie denn nicht, daß sie zuletzt dort recht unwohl gewesen?“ fragte Therese erstaunt. Sie setzte sich jetzt auch in die Sophaecke und legte den Muff auf den Tisch und löste die Hutbänder. „Sehen

Sie — die Reise nach dem Degenberg — sagen Sie es mir nur nicht nach, es ist ja eine Art Geheimniß! — Die hat es ihr angethan, daß sie krank wurde, aber recht sehr krank, aber es soll niemand davon wissen — man soll glauben, sie sei nur darum so lange in Desirade geblieben, um dort den Todestag des Herrn Vaters zu feiern."

„Und was wollte sie zu dieser Jahreszeit auf dem Degenberg?" fragte der Alte kopfschüttelnd.

„Wer weiß, lieber Herr Commerzienrath! Ich leider nicht," versetzte sie schwermüthig. „Ich war nicht dabei! Und was es dort gegeben, können Sie leichter erfahren, als ich —"

„Geschwätz!" sagte der Greis mit einer Barschheit und Verdrießlichkeit, welche Frau Elisabeth schier noch mehr erschreckte, als der Besuch. „Wir wissen nicht einmal, daß die Herzogin verreist ist und nun können wir leichter als Sie erfahren, was sie bei dieser Reise bezweckt hat. In der That, sage ich!"

„Aber lieber Herr Commerzienrath — ich meine ja nur, daß die jungen Herrschaften, der Herr Oberstlieutenant und das Fräulein von Stillberg doch bei Ihnen zu Hause sind —" sprach Therese stockend.

Frau Elisabeth war zusammen gezuckt, — diese

Bemerkung traf so genau in den empfindlichsten Theil des vorausgegangenen Gesprächs und berührte das verletzte Gefühl der Matrone so tief, daß sie ihre gewöhnliche Haltung nicht zu bewahren vermochte. Es war beinah etwas Böses in dem Blick, der die Kammerfrau maß, und sie sagte mit erregter Stimme: „Das war —“

„Freilich, das war der Fall, meine werthe Dame,“ fiel ihr der Gatte mit ganz besonderer, man hätte fast sagen mögen: humoristischer Ruhe in's Wort. „Jetzt haben die Beiden andere Geschäfte, als nach der Marienstraße zu laufen — dafür können sie nicht, und wenn wir's auch bedauern, daß wir sie so wenig sehen, übel nehmen thun wir's ihnen nicht. Sehen Sie, Therese,“ fügte er launig hinzu, „das kommt nun bei einer Ungeduld, wie der meinigen heraus! Da haben Sie jetzt recht, und wir — na, wir haben auch recht. Also — so, so, die Kinder sind mit gewesen? Na, es ließ sich das freilich erwarten.“

„Ja ja, die jungen Herrschaften stehen in hohen Gnaden“, erwiderte Therese sanft — was eben in den beiden Alten vorgegangen war, schien sie gar nicht bemerkt zu haben. „Gräfin Derffen, der Oberstlieutenant und Fräulein Schwester, Herr von Lengen

und die allernothwendigste Bedienung — ganz bürgerlich, liebe Frau Morder —"

„Und Sie nicht dabei, Therese?" fragte Frau Elisabeth erstaunt — die alte Dame konnte zu Zeiten auch ein wenig spielen.

„Ich — wo denken Sie hin! Ach, spotten Sie nicht über meinen Schmerz!" Die Kammerfrau sagte dies aber so wehmüthig, daß dadurch den Worten alle Schärfe genommen wurde. Sie führte auch die Hand mit dem Tuch an die Augen, und sprach dann mit sanftem Kopfschütteln: „Ach Gott, Sie können das nicht so fühlen, liebste Freunde, wie schwer es ist, sich nach zwanzigjähriger Treue plötzlich überflüssig zu sehen, nach zwanzigjährigem Vertrauen mit einem mal zurückgeschoben zu werden! Und jetzt — jetzt, wo jede Empfindung, jedes Gefühl sich an die geliebte Herrin anschließen möchte! Jetzt — ach — wer kann es denn wissen, wie ich," fuhr die Dame in steigender Erregung und mit Thränen in den Augen fort, „was ihr noth thut, was ihr gut ist, was sie bedarf! Ich, die ich sie ja noch fast auf den Armen getragen habe und seitdem sie nie verließ! Die ich all die schweren, traurigen Stunden mit ihr verlebte — jetzt, wo man sie auf der empfindlichsten Stelle angreifen zu

wollen scheint — nichtswürdig, sag' ich Ihnen! — Wenn es wahr wäre — welch ein Glück! Und eine — eine Lüge und eine —"

Sie hielt gänzlich übermannt inne und drückte das Tuch fest auf die Augen. Die Gatten tauschten einen langen Blick aus, in welchem bei dem Commerzienrath die Ungläubigkeit, bei Frau Elisabeth die Bestürzung vorherrschen mochte — sie hatten Zeit genug dazu, denn Therese machte noch keine Anstalt, zur gewöhnlichen Fassung zurückzukehren, — der aber dennoch genügte, die beiden alten Menschen sich über das Folgende völlig verständigen zu lassen. Die Matrone war daher auch gar nicht verwundert, als der Gatte nach einer ziemlichen Weile nur theilnehmend bemerkte: „Das ist allerdings traurig für Sie, liebe Therese — jeder Mensch von Herz kann Ihnen das nachfühlen. Wissen Sie denn aber gar keinen Grund für diese Entfremdung? So etwas kommt, in Ihrem Falle und unter solchen Umständen, doch nicht aus der reinen, willkürlichen Laune."

Das Tuch sank langsam von den Augen und enthüllte eine beinah erschöpft zu nennende Miene. Und da Therese nun sprach, verrieth auch ihre Stimme, wie angegriffen sie von dem eben Vorgegangenen war.

„Verzeihen Sie mir nur meine Aufregung," sagte sie. „Ach Gott, wenn man sich, wie ich, immer zurückhalten und jede Miene und jeden Blick hüten muß, da läßt man sich so leicht fortreißen, wo man sich einmal unter wohlwollenden Freunden weiß! — Ob ich keinen Grund kenne, fragen Sie? Ich weiß selbst nicht recht, meine Freunde! Es müßte denn sein, daß ich der Hoheit einmal eine — Beobachtung mittheilte, die ihr — die ihr allerdings sehr nahe ging, die man aber hernach gegen mich benützt zu haben scheint, denn bald danach begann die — Härte gegen mich und der Einfluß des Fräuleins von — bitte, erlassen Sie mir dies," brach sie ihre stockende Rede ab. „Es ist überdies leicht möglich, daß ich mich täusche, und grade zu Ihnen darf ich hier am wenigsten vermuthlich grundlose Beschuldigungen aussprechen."

Diesmal war es Frau Elisabeth, die den Handschuh aufnahm. „Dies geht nicht an, liebe Therese," sagte sie mit einer gewissen Lebhaftigkeit. „Sie bezeichneten Hermine zu deutlich, als daß ich nicht fragen sollte: was beobachteten Sie von ihr, und was berechtigt Sie zu der Voraussetzung, daß sie überhaupt einen großen Einfluß auf die Herzogin hat und diesen obendrein zum Schaden Anderer verwendet? Es sieht

ihr das wenig ähnlich," fuhr die Matrone fort, ohne sich durch Theresens „aber Frau Commerzienräthin!" stören zu lassen; „denn wenn wir sie auch selten sehen, kennen wir sie doch von ihrer ersten Lebensstunde an und besser, als irgend ein Anderer — es ist fast unmöglich, daß sie sich so verändert hätte. Seien Sie offen. Sie wissen, wie wir zu ihr stehen, wie sie uns am Herzen liegen muß — Sie kennen ja die Stellung meines Mannes zu ihr. Solche Gerüchte und Andeutungen sind schlimmer und schaden dem Kinde bei den Seinen und gar bei der Welt mehr als die volle Wahrheit."

Was die Kammerfrau von dieser Rede hielt, wenn sie, wie die Alten beinah voraussetzten, bei ihrem Besuch Herminens Stellung zu Morder's hatte erkunden und vielleicht ein wenig beeinträchtigen wollen, ob sie dieselbe guten Glaubens annahm oder darin nur einen Versuch sah, sie zu täuschen und zum Sprechen zu bringen, ward aus ihrem Aeußeren nicht klar. Seit dem erwähnten Unternehmungsversuch zeigte ihre Miene dieselbe Milde oder vielmehr Schwermuth, die während ihrer ganzen Anwesenheit darin zu lesen gewesen, und nur bei der Matrone Schluß-

worten rang sich etwas wie ein zustimmender Seufzer aus ihrer Brust los.

Auch ihre Erwiderung begann mit einem neuen Seufzer und den Worten: „Da haben Sie nur gar zu recht, liebste Frau — wir erleben es ja leider Gottes auch sonst täglich, wie schändlich —“

Weiter kam sie indessen nicht, denn wiederum wurde die Thür rasch geöffnet, und Erhard, der zugleich in derselben erschien, sagte mit einem scharfen Blick auf die Anwesenden und besonders auf Therese: „so so, Besuch und gar einen vom Hofe? — 's thut mir leid, Freund, da werden Sie sich schon eine andere Stunde aussuchen müssen, Reizmann.“

Es ging in diesem Augenblick mit Dame Therese etwas so Jähes und Erschreckendes vor, daß selbst die Aufmerksamkeit der alten Gatten von dem Enkel und seinen Worten abgewendet wurde. Sie wurde leichenblaß und zuckte zugleich hoch von ihrem Sitze auf, um freilich in der nächsten Sekunde ebenso schnell zurückzusinken und mit krampfhaftem Griff ihren Muff zu erfassen.

„Aber Liebe —“ rief Frau Elisabeth, ganz erschrocken sich ihr zuwendend und zugleich ihren Arm um sie legend, um sie zu stützen.

„Ein Herzkrampf — ich leide öfters — es geht schon vorüber!“ stammelte die Herzog abgebrochen und erhob, als kehre ihr Stärke und Bewußtsein zurück, langsam und mit ein paar tiefen Athemzügen das vorgesunkene Haupt.

„Aber um Gotteswillen — das ist ja ganz entsetzlich — Erhard, komm' doch!“ rief die Matrone von neuem, ohne die Leidende aus ihrem Arm zu lassen; „spring hinauf — die Tropfen von meinem Nachttisch —“

Die Kammerfrau machte sich mit einer leisen, aber unwiderstehlichen Bewegung von dem Arm der alten Freundin los und stand langsam auf. „Bitte, Liebe,“ sagte sie, wiederum tief Luft holend, „ängstigen Sie sich gar nicht — Herr Morder, bleiben Sie — lieber Commercienrath, bitte, verzeihen Sie, daß ich Sie so erschreckt habe! Es ist wirklich ganz vorüber — in der freien Luft wird mir schnell wohl werden.“ Und sie band ihre Hutbänder zu und nahm den Muff vom Tisch auf.

„Daraus wird nichts,“ sprach der Commerzienrath, der, sowie er den Anfall bemerkt hatte, zu ihr an den Sopha geeilt war, auf das Freundlichste: „Jetzt können wir Sie unmöglich schon fort lassen —

erholen Sie sich erst! Ich habe nicht umsonst seit fünfzig Jahren einen Arzt zum Bruder gehabt — man wird allgemach selbst ein Stück davon. Ordre parirt, liebes Kind!"

Therese lächelte ein wenig matt, aber ganz freundlich, als sie erwiderte: „heut geht's doch nicht, lieber alter Herr. Ich habe mich ohnehin schon viel zu lange aufgehalten und könnte wirklich in Verlegenheit kommen. Glauben Sie mir, es ist vorüber und draußen wird es ganz gut. Ueberdies bekamen Sie auch Besuch —"

„Ach was — Besuch!" meinte der Greis, der sich erst jetzt darauf besann, daß Erhard jemand hatte einführen wollen, und sich nach ihm umsah. Es war aber kein Fremder im Gemach, und der Enkel sagte auch: „Ei, der kann schon warten! Sorgen Sie nur für sich, Fräulein Herzog."

Aber die Kammerfrau war nicht zu überreden. Sie brach mit warmem Dank für die Theilnahme, die ihr geworden, und mit der wiederholten Versicherung auf, daß sie völlig hergestellt sei und für's erste keine Wiederholung des Anfalls zu befürchten habe. Selbst die Begleitung eines Mädchens, die Frau Elisabeth ihr aufdringen wollte, lehnte sie lächelnd ab.

Als die Damen hinausgegangen waren, sagte Erhard händereibend: „nun die Luft frei — darf ich den Burschen holen, Großpapa?“

Der Greis wandte sich ihm zu: „Reizmann, sagtest Du, glaub' ich? Ist er noch da? Was will denn der alte Sünder?“

„Das will er Dir nur selber sagen, Großpapa. Mich griff er vorhin auf der Straße auf — es war Gottlob schon so dunkel, daß uns hoffentlich niemand mehr erkannt haben wird.“

„Wenn's nur eine Bettelei ist,“ sagte der Commerzienrath ein wenig wegwerfend, „allenfalls mit obligatem Lügenjammer — ich bin nicht dazu gestimmt. Steck' ihm eine Kleinigkeit in die Hand und laß ihn laufen.“

„Es könnte doch mehr sein, Großpapa,“ versetzte der Enkel bedächtig; „und schon, daß Donna Theresa bei seinem Namen solche Zufälle bekam —“

„Narr! Was hätte die mit dem zu thun!“ sagte der Alte kopfschüttelnd. „Meinetwegen aber — hole ihn.“

Nach einigen Augenblicken kehrte Erhard mit dem Menschen zurück — wir haben den Namen vordem in einer bösen Stunde und bei einem noch böseren

Gerücht als den eines „weggejagten“ herzoglichen Dieners nennen hören — und wollte sich dann entfernen. „Bleibe da,“ sagte der Großvater jedoch bestimmt.

„Darum möchte auch ich mir zu bitten erlauben,“ fügte der Diener hinzu, ein gleichfalls alter und von den Jahren gebeugter Mensch mit silberweißem, spärlichem Haar und — man hätte sagen mögen: zusammengeschrumpftem, kleinem bleichem Gesicht, in welchem die großen dunklen unruhigen Augen nur um so bemerkbarer wurden, — in ärmlicher, aber verhältnißmäßig sauberer Kleidung.

Der Commerzienrath betrachtete ihn eine Weile schweigend und forschend — freundlich war sein Blick nicht — bevor er mit einer gewissen Trockenheit sagte: „nun, da ist Er also, Daniel. Ich habe Ihn lange nicht gesehen und gar nicht gewußt, daß Er noch in der Stadt. Was bringt Er?

„Herr Commerzienrath, ich möchte mir einen Rath von Ihnen holen und mein Gewissen erleichtern,“ sprach der frühere Diener demüthig.

Christian Morder zog die Brauen ein wenig zusammen. „Da sollte Er sich an einen Advocaten wenden oder an einen Pfarrer,“ erwiderte er verdrießlich.

„Herr Commerzienrath, seien Sie nicht hart gegen mich!" sagte der Diener in der früheren Weise. „Dero Herr Vater seliger hat mich armen Waisen von der Straße aufgenommen und in seinem Hause bleiben lassen, bis er starb und Sie dann weiter für mich sorgten und mir endlich den schönen Dienst im Schloß verschafften —"

„Um den Er sich durch seine Schuld gebracht hat." —

„Herr Commerzienrath — ich habe Neider und Feinde gehabt und Unglück auch, aber schuldig bin ich nicht gewesen. Sie haben mich von jung auf gekannt —"

„Da irrt Er sich, nachher und schon lange nicht mehr, und der Mensch bleibt nicht immer, was er war."

„Herr Commerzienrath — ich bin über vierzig Jahr im Dienst gewesen," sagte der Diener immer in der gleichen unterwürfigen Haltung und demüthigen Tons. „Es wurde uns stets scharf auf die Finger gesehen, und dennoch hat man mir nie was vorgeworfen, und als mich die Excellenz vor vier Jahren dennoch wegjagte — ich will darüber nichts sagen, Herr Commerzienrath! — bin ich als ein bettelarmer

Mensch davon gegangen und habe Hunger gelitten. Und das kann ich vor Gott und der Welt behaupten, ein Verschwender und liederlicher Meusch bin ich all mein Lebtage nicht gewesen. Hätt' ich lange Finger gemacht — was hätt' ich dann zu darben? Glauben mir der Herr Commerzienrath — hätt' ich unehrlich sein wollen, es wäre anders mit mir — man würd' es mir bezahlt haben."

Das Auge des alten Herrn war während dieser Rede milder geworden und auch in seiner tiefen, ruhigen Stimme klang eine Art von Freundlichkeit wieder, da er nach einer Pause sagte: „es ist etwas Wahres in Seinen Worten, Daniel — ist Er schuldig gewesen, so war Er's sicher nicht als ein kluger Mann, das geb' ich zu. Nun aber zu Seinem Anliegen — es ist schon spät — was betrifft's?"

„Das ist, Herr Commerzienrath, daß man vorm Jahr gesagt hat, der hochselige Prinz sei vergiftet worden —"

Der alte Herr fuhr auf. „Und daß auch Sein Name dabei genannt wurde, glaub' ich?" unterbrach er den Diener. „Bleib' Er mir mit dem Unsinn vom Leibe!"

„Kein Unsinn, Herr Commerzienrath!" redete

der Diener fester als bisher und richtete dabei auch die gebeugte Gestalt höher auf. „Zum wenigsten kann und muß ich etwas sagen, das ganz anders aussieht.“

„Und jetzt will Er's sagen und mir — mir? Warum mir?“ rief der Alte heftig.

„Ja Ihnen, Herr Commercienrath,“ lautete die wiederum feste Antwort. „Sie können's mir besser als Einer sagen, ob das was ist oder nicht, ob ich reden oder das Maul halten soll, wie seither. Und daß es noch Einer weiß, wenn's mir an's Leben ginge, das ist so wie so gut, — nicht jeder, aber so Einer wie Sie und der Herr Enkel da. Und daß ich's erst jetzt sage — nun, ich kann's eben nicht vergessen, Herr Commerzienrath, und überdies glaub' ich fast — wollt' ich noch länger warten, es könnte zu spät werden.“

„Was heißt das?“ fragte der Greis; er war finster geworden.

„Daß ich unbequem geworden bin, Herr Commercienrath, und daß man versuchen könnte — ja schon versucht hat, glaub' ich fast —“

„Dummes Zeug!“ unterbrach ihn der Alte barsch.

Der Diener schüttelte den Kopf. „Haben es der

Herr Commerzienrath nicht bemerkt, wie die Dame vorhin, als sie meinen Namen hörte —" er hielt inne und fügte erst nach einer Pause hinzu: „Die weiß davon und hat damit zu thun, darauf möcht' ich schwören; sie ist seine beste Vertraute."

„Wessen, Mensch?" fragte der Alte ungeduldig.

„Des Herrn Präsidenten von Reigenbach, Herr Commerzienrath," versetzte der Diener leise.

Von Erhard's Seite her — er hatte den früheren Platz der Kammerfrau eingenommen und sich bisher völlig still verhalten — ließ sich bei diesen Worten ein langes, leises Pfeifen vernehmen.

Die Augen des alten Herrn gingen mit düsterm Blick von dem einen der beiden Anwesenden zum anderen, und indem er sie zuletzt auf dem Enkel haften ließ, fragte er gedämpft: „hast Du dies alles schon voraus gewußt?"

Erhard schüttelte den Kopf. „Gewußt, Großpapa — das ist zu viel," entgegnete er mit einem schlauen Lächeln; „aber einen Vogel davon pfeifen hört' ich."

Da wandte Christian Morder sich wieder dem Anderen zu und sprach: „setz' Er sich, Daniel, und red' Er — weßhalb zu mir, das versteh' ich nicht,

sag' ich, aber gleichviel. Doch kurz, klar und — ohne Flunkerei."

Der Diener gehorchte und sprach, und es war in der That alles so kurz, bestimmt und klar, wie die Hörer es nur wünschen konnten, und wie es auf sie unabweislich den Eindruck der Wahrheit machen mußte.

Als er damals aus dem Dienst entlassen und von Frau Beringe in ein Mansardenstübchen aufgenommen worden, sei er bald dem Kammerrath von Reigenbach, der im gleichen Hause wohnte, häufig begegnet; der Herr, selber nicht grade in Gnaden, zeigte ihm eine gewisse Theilnahme, unterstützte ihn gelegentlich mit Kleinigkeiten, beschäftigte ihn zuweilen in seiner Wohnung und ließ sich nach und nach auf eine Art von Verkehr ein, welche denn allmälig zu Unterhaltungen auch über Fernerliegendes führte. Der Herr glaubte an des Dieners Unschuld, bedauerte seine Entlassung, sprach sich auch über die Ungnade des alten Herzogs gegen ihn selbst, bald einmal heftig, bald einmal klagend aus, und meinte dabei dann wohl seufzend: da sei auf keine Aenderung und Besserung für sie Beide zu hoffen, zumal der Erbprinz ganz dem Herzog nachschlage und sie Beide eben so wenig leiden

önne. Und einmal hatte er hinzugefügt: ja, wenn ein Anderer an die Regierung komme — zum Exempel der Herzog August Wilhelm, da könn' es anders werden. Der verstehe treue Diener zu schätzen und zu belohnen und sei niemals kleinlich. Er selbst wisse das am besten — das herzogliche Paar habe viel Gnade für ihn, und am Ende trete er noch ganz in den Privatdienst desselben über — es dürfte sich dort auch ein Platz für den alten Diener finden lassen.

Als der Prinz sich einige Zeit vor seinem Tode verlobte, hatte Reigenbach nicht nur von neuem die nun gänzlich verlorene Zukunft, sondern auch die Braut bedauert — der Prinz sei im Grunde ein harter, rauher Mann und im Geheimen ein Wüstling, ein kranker Mann und wer weiß was noch sonst. Alles, was dem zu widersprechen scheine, sei Heuchelei — in seiner nächsten Umgebung, bei seinen Dienern sei das bekannt genug. Auf dem Degenberg wisse man auch davon und sammle Notizen, um die hohen Eltern der armen Braut, einer nahen Verwandten, aufzuklären. Wenn er, Reigenbach, nur mehr Bekannte im Schloß habe, daß er sich besser instruiren könne. Ob ihm der Diener nicht dazu zu helfen vermöge? —

Reizmann konnte das freilich — es war ihm noch mancher nicht entfremdet worden; und er sah in solcher Verbindung auch kein Unrecht, sondern theils etwas ganz Gerechtfertigtes, — war er doch nach seinem Glauben schlecht genug behandelt worden und hielt Reigenbachs Mittheilungen für wohlbegründet! — theils etwas durchaus Unschuldiges und Gleichgültiges. Es horchten stets Neugierige oder Interessirte in's Schloß hinein und hatten dort allerhand Verkehr. Bedenklich wurde ihm alles erst, als der Prinz endlich plötzlich starb und man über Vergiftung schrie, als er sich nun an Reigenbachs Reden, an seine Verbindungen erinnerte und erwog, wie bekannt er besonders mit dem Monsieur Aimard, dem Koch des Prinzen, gewesen — der Mensch hatte den Kammerrath mehr als einmal Abends in seiner Wohnung besucht und ihm zuweilen eines der kleinen feinen Soupers zugesendet, die Reigenbach für sich und ein paar Genossen außerordentlich liebte.

Als er seine Sorgen und Befürchtungen gegen den Kammerrath äußerte, wurde er plötzlich hart angelassen und bedroht und mit Schärfe darauf verwiesen, daß man ihn, den Diener, in der Stadt selber und am meisten in Verdacht habe. Da der Diener

dann höchst empfindlich merken ließ, das er daß nicht auf sich sitzen lassen werde, zog der Andere wieder gelindere Saiten auf, nannte dies alles Unsinn, dem man aber aus dem Wege gehen und den man todtschweigen müsse. Er rieth ihm, da er aus der alten Wohnung durch den Brand vertrieben sei, für's erste die Stadt zu verlassen und in einem benachbarten kleinen Ort zu leben. Dazu bot er ihm Unterstützung an und verhieß ihm und sich selbst, da der Degenberger in kurzer Zeit den Thron besteigen werde, von der Zukunft das Beste.

Davon hatte Reizmann indessen nichts erfahren. Im Gegentheil schien er völlig vergessen, wurde, da er sich Reigenbach einmal vorzustellen und um eine Unterstützung zu bitten wagte, barsch ab und zur Ruhe verwiesen, von neuem bedroht und schließlich, mit jäh herausfahrendem Wort gefragt, ob er vielleicht an das Gerücht von der Vergiftung glaube, wohl gar mehr davon wisse, und am Ende selbst dabei betheiligt sei? „Mensch, nehm' Er sich in Acht, daß Ihn danach nicht das Gericht fragt — Serenissimus erkundigte sich neulich, ob denn gar keine Untersuchung angestellt worden sei! — Ich will Sein Unglück nicht. Wenn Er kein gutes Gewissen hat,

mache Er sich aus dem Staube — jetzt kann Er's noch. Ich will Sein Unglück nicht," hatte der Präsident hinzugefügt.

Reizmann kehrte in seinen Wohnort zurück — seiner selbst wegen ohne Sorgen, aber bis in's Innere erbittert über die erfahrene Abweisung, die ihm obendrein sein Verderben in Aussicht stellte. Er überdachte alles Vergangene und kam zu der Ueberzeugung, daß man ihn nur aus dem Wege schaffen wolle, um selber sicher zu sein — Reigenbach habe das Verbrechen begangen. An einen Wohnungswechsel dachte er nicht, merkte jedoch alsbald, daß man ihn im Aug' behalten habe — er sah sich in einer Art von polizeilicher Ueberwachung. Und da ihn nun am vergangenen Abend der Bürgermeister am Honoratiorentisch im Wirthshaus öffentlich gefragt hatte, ob er der Reizmann sei, der aus dem Dienst plötzlich entlassen worden und dessen Namen man beim Tode des Prinzen Eugen genannt? — da entschloß er sich kurz in die Residenz zu gehen und dem Feinde womöglich zuvorzukommen. Jedenfalls wollte er sich die Theilnahme und den Rath des Mannes sichern, der, die Hofkreise ausgenommen, überall im Lande das höchste Ansehen und einen unbeabsichtigten, aber

außerordentlichen Einfluß besaß — des alten Christian Morder, dessen Bruder, der Sanitätsrath, obendrein wenn die Sache gerichtlich wurde, vermuthlich das entscheidende Wort zu sprechen hatte.

Die von den beiden Zuhörern mit ernstester Aufmerksamkeit aufgenommene, nur vom Commerzienrath ein paarmal mit Kopfschütteln begleitete Erzählung war eben beendet, und der letztere hatte kaum einige weitere Fragen gethan, als der Buchhalter Seling mit einigen Briefen eintrat, die für das Geschäft von äußerster Wichtigkeit, von dem alten Principal augenblicklich gelesen werden sollten.

Christian Morder zog die Brauen zusammen, aber er fügte sich, und als der Buchhalter das Gemach verlassen hatte, sagte er: „wir müssen eine Pause machen, aber sie ist mir nicht unlieb — die Sache muß ernstlich überlegt werden. Nur Eines kann ich gleich sagen: von einer Anhängigmachung kann für Ihn keine Rede sein — Er ist zeugen- und beweislos, scheint's mir. Aber — in einer Stunde ist mein Bruder da, dann wollen wir weiter sehen. Bis dahin wird Erhard hier Ihm schon Unterhaltung schaffen." — Und da der Diener das mit dem Vorgeben ablehnte, er habe noch einen Gang zu machen, werde

sich aber rechtzeitig wieder einstellen, fügte der Commerzienrath hinzu: „wie Er will, aber halte Er reinen Mund. Auf Wiedersehen.“

Als die schwere Hausthür hinter dem Fortgehenden zugeschlagen war, hörte der über den Flur schreitende Erhard einen dumpfen Schrei. Hinauseilend fand er den Diener im Schnee liegen, das Blut strömte aus einer Seitenwunde. Da man ihn in's Haus schaffte, gab er kein Lebenszeichen von sich.

Dreiunddreißigstes Capitel,

Bezaubernde und zurückstoßende Einblicke und eine Rede über Idealpolitik.

Um dieselbe Zeit etwa, da Therese Herzog sich von ihrem Anfall erholt hatte und der Erfüllung ihrer Dienstpflichten entgegeneilte, welche ihr neuerdings leider immer leichter gemacht wurden, kam einer von den Punkten, an denen sie in ihrem Plaudern vorübergestreift war, auch auf einem anderen Platz und zwischen anderen Personen zur Sprache.

Wir treten einmal wieder in das schöne Gemach, wo Madame Gauche uns einigemale schon die wunderbarsten Einblicke in ihre an inneren Widersprüchen reiche Natur thun ließ — eine Dame, die jahrelang den lustigen und neugierigen Kreisen des kleinen Landes den pikantesten Unterhaltungsstoff geliefert hatte und nun von Monat zu Monat vor all den neuen

Hofgestalten und Hofgeschichten mehr und mehr in ein gewisses ruhiges Dunkel zurücktreten zu wollen schien, wo man sie kaum noch erblickte.

Es war, wie wir wissen, die Stunde, wo die Dämmerung in die wirkliche Nacht übergeht und auf den Straßen die Laternen Beleuchtungsversuche anstellen. In den Bürgerhäusern hatte man längst seinen Nachmittagskaffee getrunken und rüstete sich, falls man einen erträglichen Platz erhalten, zum Gange ins Theater, eine „Errungenschaft," welche man zum mindesten in der Residenz nicht zu den schlimmsten des neuen Regiments zählen mochte. — Im Schloß, erfuhren wir, machte der höchste Kreis eben Toilette zur bevorstehenden Tafel, und im Palais des Prinzen endlich war man mit der Mahlzeit seit kurzem fertig — so löst in der Welt immer einer den anderen ab. Der Prinz lebte schon seit dem Anfang des rauhen Herbstwetters in der Stadt und hielt diesmal besser aus, als man es von ihm zu sehen gewohnt war. Seine Stellung zu dem regierenden Paar war anscheinend eine ganz behagliche geworden und seine Gattin fand keine Gelegenheit mehr über Kälte oder Zurücksetzung zu zürnen. Sie war eine häufige und stets willkommene Gefährtin der Herzogin Leopoldine.

Es zeigte sich in dem Zimmer jenes Etwas, das es jedem darin Weilenden wohl werden ließ, zu dieser Stunde ausgeprägter als je, gleichviel ob es das gedämpfte Lampenlicht war, welches den ganzen Raum gleichmäßig und — man möchte sagen: ruhig durchdrang, oder ob auch der helle, fröhliche Glanz dazu gehörte, den die spielenden Flammen vom Kamin aus über einen Theil des Teppichs und der nahestehenden Möbel ausgossen; die gleichmäßige, völlig behagliche Wärme, der nicht minder gleichmäßige, leichte Duft von den Blumen in den Fensternischen; die hier herabsinkenden, dort zurückgeschlagenen Vorhänge und all die anderen Zeichen, daß das Gemach bewohnt und zwar gern bewohnt wurde, und daß seine Bewohnerin in ihrer Umgebung nicht minder als man es ihrem Leben nachsagte, sich nur von der Laune, der Eingebung des Augenblicks leiten ließ, ohne peinliche Ordnung, aber auch ohne excentrische Unordnung und Ueberladung. Mit einem Wort, auch der Anspruchvollste und Unruhigste hätte sich heut hier wohl fühlen müssen, so heimlich war es, und nur Eines möchte man vielleicht vermißt haben — den Klang eines fröhlichen Plauderns, eines heiteren Gelächters.

Der fehlte freilich; es war vielmehr todtenstill in

dem großen Raume, wo nicht einmal eine Uhr ihr leises Ticken hören ließ, — was fragte Blanche nach der Zeit! — und wenn es überhaupt irgend etwas zu vernehmen gab, so war es das Knacken des Holzes und das Prasseln der Flammen im Kamin. Selbst Blanche machte nicht das mindeste Geräusch, obgleich sie eben auf und niederging, — ihre Gewänder rauschten nicht und ihr Schritt trat nicht durch den Teppich.

An einer Seitenthür, die erst hiedurch überhaupt bemerklich wurde, ging die Portiere ein wenig auseinander und ließ ein dunkles Auge forschend den Raum überblicken. Dann, und zwar erst, als Blanche droben an den Fenstern umkehrte und den Eintretenden sogleich bemerken mußte, folgte dem Aug' der Kopf und die ganze hohe Gestalt, und der Herr — denn ein solcher war's — sagte: „wirklich schon allein und — der tausend! — umgekleidet? Du gehst heut Abend nicht mehr zur Herzogin?"

Sie hatte ihm beim Eintreten freundlich zugenickt. „Wie Du siehst, nein," versetzte sie achselzuckend. „Was sollt' ich dort? Mich an ihrem Schmachten oder ihren sonstigen Emotionen und Einfällen betheiligen, mit ihr und Leonien irgend eine Tollheit aushecken, welche Marie Derffen die Augen zudrücken und

Excellenz Lohr sie aufreißen läßt, — mit dem Hofcirkel Belebungsversuche anstellen und über witzlose Witze lachen? Lieber Gott, wenn mich nach dergleichen verlangte — das alles verstehen wir unter uns leichter und lustiger zu arrangiren! Aber alle Stunden sind nicht gleich, und —"

„Ach, ich bin des Treibens müde!" fiel er lachend ein und ließ sich in die weichen Polster des Nischendivans gleiten. „Bei Gott, ich möchte wohl wissen, was man sagen würde, wenn man Dich eben gesehen und gehört hätte, wie ich! Blanche Hellenberg ist der Lust und des Uebermuths satt und liebt häusliches Nachdenken —"

„Bah!" warf sie dazwischen.

„Ja freilich, bah! würden sie auch sagen, denn sie glaubten Dir nicht, besonders wenn sie, wie ich heute, sähen, was und wer alles Dich noch unterhält. —"

„Arthur!" Sie blieb vor ihm stehen und ihr Auge blitzte ihn mit jenem unbeschreiblichen und unwiderstehlichen, übermüthig schalkhaften und herausfordernden Frau-Venus-Blick an, dessen Gewalt wir schon ein paarmal beobachteten. „Wenn ich das Glück hätte, Dich einmal eifersüchtig zu sehen — o

mein Prinz, gewähren Sie es mir!" fügte sie mit hinreißendem, lustigem Uebermuth hinzu und kniete auf die kleine Fußbank vor seinem Sitz, die feinen Hände zusammenlegend. „Es wäre die Krone meiner Erfahrungen!"

„Bedauere!" versetzte er launig, während sein Aug' dem ihren heiter begegnete und seine Hand leise über ihr dunkles Haar glitt. „Ich will mich meiner Emotionen wegen nicht verspotten lassen, am wenigsten nicht wegen dieser. — Im Ernst aber," redete er mit leichtem Kopfnicken weiter, „zweierlei möchte ich doch wissen: was euch an diesem Affen eigentlich unterhält, denn meine allerhöchste Cousine und Deine treffliche Schwägerin scheinen mit Dir in dieser Neigung wunderbar zu harmoniren; und zweitens — gibt es zwischen euch noch andere ebenso harmonische Einklänge, Blanche?"

Sie war aufgestanden, in ihrem Blick zeigte sich etwas wie Nachdenken. „Was meinst Du, wenn mich nun grade diese verschiedene Theilnahme für ihn unterhielte? Hältst Du das für so unmöglich?"

„Ich weiß nicht, Blanche, ich weiß nicht! Es gibt freilich Stunden, wo wir sehr genügsam zu sein pflegen, aber trotzdem — was kann er Dir bieten?"

„Was bietet uns ein Schooßhund, Arthur, den wir seine Männchen machen lassen, den wir necken und reizen und auslachen und einmal überstreichelnd beschwichtigen? Aber Scherz bei Seite, sage auch ich. Taxiren wir Gaston nicht gar zu gering. Ich gebe Dir zu, es ist ein gezierter, weibischer, verzogener und, wenn du willst, auch unverschämter Junge, trotzdem oder grade darum aber auch ein frecher und schlauer kleiner Teufel, der alles durchführt, was er sich in den Kopf gesetzt, der alles findet, was er sucht. Erinnere Dich an die Offenbarungen über Leonie."

„Die Dir, ich weiß nicht was, genützt haben," sagte er achselzuckend und streckte sich bequem auf den weichen Polstern aus.

„Laß das gut sein," erwiderte sie kurz. „Das Kapitel würde uns zu weit führen. Genug, wir brauchen jemand, der uns über alles, was droben passirt, auf dem Laufenden erhält, der uns aber damit keinen großen Dienst zu leisten glaubt, in Folge dessen er allerhand Ansprüche machen könnte. Im Gegentheil, er ahnt von unserer Absicht und solchem Dienst gar nichts, meint alles nur zu seinem eigenen Vergnügen zu thun, und ist bis in den Himmel entzückt, daß er dem Hofe seinen in-

timen Verkehr mit — Madame Gauche zu verheimlichen hat."

„Und das alles entdeckst Du an Deinem Schooßhunde?" fragte er sarkastisch.

„Sicher. Abgesehen von der Unterhaltung, die mir seine Narrheit gelegentlich gewährt, — meine Audienzen fallen, wie gesagt, stets in die genügsamen Stunden — hab' ich noch stets etwas Wissenswerthes von ihm erfahren, und zwar immer früher als irgend ein Anderer. Das ist schon etwas."

„Skandalgeschichtchen!"

„Gewiß — häufig. Aber selbst diese zeigten sich durch die Folgen meistens von Bedeutung."

„Und heut, Blanche?"

„Heut hat er mir von der Degenberger Reise Bericht abgestattet."

„An der er leider nicht theilnehmen durfte."

„Was ihn folgerichtig um so erpichter auf das machte, was ohne ihn geschah. Und das brachte und bringt er heraus."

„Brachte! Heut schon? Er war auch nicht in Desirade."

„Ich sagte Dir, es steckt etwas von einem kleinen Teufel in ihm. Wie er seine Entdeckungen macht,

danach hüte ich mich wohl zu fragen — ich freue mich sogar, ihn über gewisse Punkte unverbrüchlich discret zu hören. Im Uebrigen ist mir sein Beichtkind auch ziemlich gleichgültig, ob es eine Kammerfrau oder ein Diener ist, ob Marie Derffen oder —"

„Hermine Stillberg," warf er hin.

Sie warf einen raschen, forschenden, scharfen Blick auf ihn, bevor sie erwiderte: „ich wollte Serenissima nennen. Hermine ist seine Freundin nicht — Du selbst hättest das schon einmal bemerken können. Genug, er weiß, oder er erfährt, was er wissen und erfahren will."

„Und vom Degenberg also?" fragte er nachlässig — oder war es verächtlich? —

„Weiß er allerlei — darunter eine ganz romantische Geschichte. Das stille und ereignißlose Leben wurde nur dadurch unterbrochen, daß Eugen Stillberg einmal gegen Abend von seinem täglichen Jagdausfluge — er sorgte ganz hinterwäldlerisch für die Küche! — einen Fremden mitbrachte, einen „alten Freund", den er Gott weiß wo und wie im Walde aufgefunden hatte. Dieser Freund wurde den Damen vorgestellt und durfte Abends in ihrem Kreise sein. Die Herzogin trat auch hier, wie auf der Reise, nur

als Begleiterin der Derffen auf, das strengste Incognito während. Am folgenden Morgen begleitete Eugen den Unbekannten wieder fort und kam erst zur Nacht zurück, obgleich die Herzogin — i ch mache diesen Zusatz nicht, mein Lieber! — sonst dem Kammerherrn niemals eine so lange Abwesenheit gestattete und ein paarmal sogar durch die Jagdausflüge verstimmt wurde. Diesmal war von dergleichen nichts zu bemerken."

Der Prinz hatte sich auf dem Ellenbogen aufgerichtet. „In der That, eine romantische Geschichte, wenn nur nicht fast gar zu romantisch!" sagte er nachdenklich. „Und niemand hat den Mann gekannt oder wieder von ihm gehört?"

„Nein, wie es scheint. Du vergiß't überdies, daß in diesen acht Tagen kein Mensch außer Eugen in die Umgegend gekommen ist. Nur Eins noch — es ist bemerkt worden, daß auch der Derffen, ihrem Benehmen nach zu schließen, der Gast unbekannt gewesen und daß seine Aufnahme in den Abendcirkel ihr nichts weniger als erklärlich, geschweige denn angenehm war."

Es verging eine ganze Weile, bis Arthur aufschauend bemerkte: „das scheint allerdings auszu-

schließen, daß man hierbei auf eine Verbindung mit den — rathen könnte — Du weißt ja. Beiläufig," fügte er, sich langsam über die Stirn fahrend, hinzu, „der Zusatz, den nicht Du machtest, könnte mir unter Umständen beinah noch bedenkenswerther erscheinen — wie weit müssen die Dinge gediehen sein, wenn man ihr dergleichen nachzusagen vermag! — Doch genug davon," brach er ab. „Hast Du noch mehr? Ich fange an, Deinen" — er lachte — „Schooßhund für des Streichelns werth zu halten."

Blanche verzog ein wenig den feinen Mund. „Hm, ich weiß nicht, wie Du das ansehen wirst — die Herzogin hat sich seit der Rückkehr vom Degenberg und während ihres Unwohlseins auffällig — herb' gegen Hermine gezeigt und gestern in Desirade über ihr Verhältniß zu Valer sich mit solchem Spott geäußert — vor Zeugen! — daß selbst die Derffen betreten wurde. Freilich soll man schon früher eine Art von Entfremdung wahrgenommen haben; die Kleine war während der ganzen Reise noch stiller und zurückhaltender als gewöhnlich."

„Begreiflich — Liebesschmerz!" sagte der Prinz spottend. „Die Wage Deines kleinen Teufels schnellt wieder auf, arme Freundin."

Die Brauen der schönen Frau rückten näher zusammen und ihr Auge blickte dunkel auf den Gemahl. „Nicht diesen Ton, bitte ich," erwiderte sie lebhaft. „Wir redeten hierüber bisher nicht, dennoch weißt Du, daß das Mädchen mir am Herzen liegt. Man hat ihr eine Stellung aufgedrängt, deren Gefahren man kannte — vielleicht grade deswegen. Sie hat sich darin mit musterhaftem Takt benommen, ja ich glaube, auf diesem Terrain nicht einen Fehler gemacht und das mit ihr begonnene Spiel bisher gründlich verdorben. Dann aber nahte ihr eine Gefahr, die man nicht berechnet hatte und die einen Querstrich durch die Intriguen machte. Trotzdem kam man der Kleinen auch hier nicht zu Hülfe, sondern überließ sie derselben, vielleicht in der Absicht, die unbequem Gewordene auf diese Weise zu beseitigen. Die Umstände stahlen ihr obendrein ihren einzigen natürlichen Beschützer; die sogenannte hohe Theilnahme," fügte die Sprecherin bitter hinzu, „hatte andere Gegenstände und Beschäftigungen gefunden. Die Kleine stand ganz allein — zum Theil durch eigene Schuld, gebe ich zu, — und erhielt sich trotzdem *über* der Gefahr. Das muß ihr jedes ehrliche Herz gewinnen, und meines hat sie — es ist leichtsinnig und windig, und

man muß es fest fassen um es zu haben, dann aber hat man's auch. Genug, es soll ihr nicht gehen, wie jener alten Hellenberg. Sie soll nicht einem armseligen, rein äußerlichen Zauber unterliegen, der niemals bis in ihr Herz drang."

„Blanche, Blanche," bemerkte Prinz Arthur, da sie innehielt, lächelnd, „wenn ich draußen von dieser Standrede erzählte — wer würde mir glauben?"

„Das ist mir sehr gleichgültig," erwiderte sie; „mir genügt auch hier das Bewußtsein, daß ich recht denke und recht handle, mag man von mir glauben und sagen, was man will. Und wenn Dir dies Interesse für einen anderen Menschen neu an mir ist — ja, Freund, lustig leben werd' ich, so lang' ich athme, aber das gedankenlose und gleichgültige Leben, das gleichgültige Gehenlassen, das hab' ich wirklich etwas satt. Es regt sich —"

Eine Bewegung an der Portiere ließ sie inne halten. Ihr Auge ruhte mit sichtbarem Verdruß auf der Thür, und als die alte Kammerfrau Leipold sichtbar wurde, fragte sie ungeduldig: „was giebt's?"

„Mir ist eben dieser Brief für Erlaucht zugegangen — zur augenblicklichen Abgabe," versetzte die

würdige Dame zögernd und mit einem verlegenen Blick auf dem Prinzen.

„Gib' her!“ sagte Blanche, und da sie die Aufschrift ansah, war es fast, als wolle sich ein leises Erröthen auf ihre blasse Wange stehlen. Doch öffnete sie den Brief trotzdem ohne Zögern, durchflog ihn, las ihn noch einmal und, die Wangen jetzt wirklich geröthet und die Brauen jetzt wirklich zusammengezogen, reichte sie das Papier dem Prinzen. „Da, lies!“ sagte sie hart heraus.

„Muß ich?“ fragte er zögernd.

„Du mußt,“ entgegnete sie im früheren Tone.

Er nahm das Schreiben achselzuckend, als füge er sich nur ungern, richtete sich ein wenig auf, so daß das Licht der Hängelampe das Papier besser erhellte, las — alsbald mit sichtbarem Interesse und indem seine Mundwinkel zu zucken begannen, legte den Brief zusammen, stand auf — alles schweigend, — und erst dann sprach er plötzlich recitirend: „es war einmal ein König und eine Königin, die hatten alles Glück der Welt und dennoch schweren Muth. Denn der liebe Gott hatte ihnen keine Kinder geschenkt. Darüber waren sie sehr betrübt, aber sie ließen nicht ab mit Bitten und Beten, und endlich wurde der liebe Gott

ihnen gnädig und — wahrhaftig," brach er ab, „Grimm's Kindermärchen behalten immer den gleichen Reiz, selbst in anonymen Briefen!"

Sie sah ihn mit beinah finsterem Blick an. „Ich verstehe Deinen Spott nicht," sagte sie.

„Und ich nicht Deinen Ernst oder Deinen — Zorn", erwiderte er. „Du kannst dies doch unmöglich für etwas Anderes als für einen halb unverschämten, halb albernen Spaß halten, den man — wie Dir vermuthlich auch noch anderen Leuten am Hofe und in der Stadt, zu bieten wagt?"

„Nein, Arthur, nein, das ist kein Märchen, sondern eine nur gar zu bittere, dürre Wahrheit — ich bin fest davon überzeugt! Ein Märchen wäre selbst als reine Beleidigung, albern — es würde sich zu bald als Märchen erweisen. Nein, es ist eine Wahrheit, die ich lange gefürchtet, wenn ich sie auch kaum für möglich hielt."

„Und jetzt, nach diesem Briefe, dessen Schreiber Dir — sehr unbekannt sein muß, da —"

„Ich gebe das zu, unterbrach sie ihn lebhaft; „ich kenne nur einen Menschen, der mir eine solche Mittheilung machen könnte — jetzt, mein' ich, und in dieser Form —; allein es ist nicht seine Handschrift

und er hat keinen Grund, anonym zu schreiben, ja nicht einmal einen, überhaupt nur zu schreiben. Er hätte das —"

„Du denkst an Erhard Morder?" fiel er in einem gewissen nachdenklichen Tone ein.

„Allerdings. Für ihn paßt das Eine ganz und gar, das Andere ganz und gar nicht."

Er wandte sich ab und schritt durch das Zimmer ein paarmal hin und wider, während sie noch einmal das Papier auseinander schlug und die Zeilen überflog. Auch da sie längst damit fertig sein mußte, ruhten ihre Augen mit finsterem Sinnen auf dem Blatt, und erst da der Gemahl neben ihr stehen blieb, schaute sie zerstreut auf.

„Uebereile Dich nicht, Blanche," sagte er ernst, „nicht einmal Deine Gedanken und am wenigsten Dein Urtheil. Es ist bei dieser Sache sehr viel Unglaubliches, ich möchte sogar sagen: gar nichts Glaubliches. Dies grade hätte ihrer ganzen Umgebung verborgen bleiben sollen? Dies grade hätte sie verbergen wollen? Einen Segen — bleiben wir bei dem Wort! — der möglicherweise alles wieder gut macht, der ihre Stellung im und zum Lande völlig verändern muß? Und dies wird Dir angezeigt, ich

wiederhol' es, nicht von ihr, nicht durch einen Berechtigten, sondern durch einen Unbekannten, und nicht als ein — jenachdem! — freudiges oder ernstes Ereigniß, sondern als ein Geheimniß, scheint's, dessen Aufdeckung sie —"

„Vernichtet, und uns, wenn wir nicht zugleich vernichtet werden wollen, zum entschiedenen Handeln zwingt," unterbrach sie ihn bestimmt. „Warte ab, was mein Bruder dazu sagen wird; warte ab, was uns aus dem Lande anklingt — wohlverstanden, wenn sie erst davon wissen. Denn durch uns erfährt's, mit meinem Willen, niemand. Verlaß' Dich darauf, Arthur, ich täusche mich nicht: wäre dies zu Anfang gekommen — wer weiß, vielleicht wäre dadurch für viele, die meisten noch alles gut und unsere Misere verewigt worden — Gottlob war das nicht der Fall. Aber jetzt ist es auch damit vorbei. Es verbindet ihnen nicht ein Herz im Lande wieder. Im Gegentheil!"

„Blanche!" sagte er hörbar bewegt. „Jedes Deiner Worte deutet auf einen Verdacht hin, —"

„Dem sich niemand wird entziehen können," fiel sie erregt ein, — „dahin hat man es gebracht! Das ahnt man sicherlich selber! Darum — verlaß Dich

darauf! — dies Geheimniß, wo man sonst, — Du weißt es, wie hoch triumphirt hätte! Dies Geheimniß, das jetzt den alten Fehlern einen neuen, noch unverzeihlicheren hinzufügt! — Glaube mir," redete sie ebenso weiter, „ich habe diese Degenberger nie geliebt, obschon ich mich durch meinen Bruder, durch euch alle einmal für sie einnehmen ließ, ja selbst für sie wirkte. Ich sehe es auch noch heute ein, daß uns damals kaum eine andere Wahl blieb — wer die Persönlichkeiten und Zustände am —schen Hofe kennt, kann von dort noch weniger Gutes erwarten! Du, mein Freund, resignirest ja," fuhr sie fort, und der Blick des großen, dunklen Auges traf ihn weich, beinah zärtlich, und sie legte ihre Hand auf seine Schulter; „ich danke Dir das, heut noch inniger und klarer als damals, — nicht um meinet-, nicht um unserer Kleinen willen, sondern für Dich selbst und für unser — sei es auch nur kleines Land! Du bist einmal der Mann nicht zu solcher Stellung, zu den danklosen Arbeiten und Mühen, zu den bitteren Sorgen und den schweren Enttäuschungen, zu den Kämpfen und Stürmen, zu dem endlichen, erzwungenen Nachgeben und Entsagen. Grade für diese kleinen Gebiete wird die kommende Zeit eine rauhe sein — eine Art

Todeskampf, der um so bitterer und trauriger für alle Glieder sein muß, und dem ein um so schwereres Sterben folgt, je weniger das Haupt die Unabwendbarkeit und Nothwendigkeit dieses Prozesses begreifen, je ungebärdiger und hochmüthiger es sich dagegen sträuben, je weniger klar und männlich es sich in das Ende fügen wird — untergehend für ein großes Ziel, einen großen Zweck, hoff ich, — das ist die Neugeburt des ganzen, großen, einheitlichen Vaterlandes."

Auf seiner Miene hatte sich bei dieser Rede, die selbst er von dieser Frau kaum hätte erwarten und deren leitende Gedanken er in ihr am wenigsten hätte suchen können, nach den ersten Zweifeln eine steigende Ueberraschung und ein immer tieferes Erstaunen ausgeprägt, durch welches gegen das Ende hin ein paarmal etwas wie eine leise aufsteigende, halb wehmüthige, halb zärtliche Bewunderung zuckte. Nun, da sie schon eine Weile geendet hatte und sich abwandte, legte er den Arm um sie und zog sie an sich, die schlanke Gestalt fest umfassend, und indem er ihr zärtlich in das jetzt so stille und träumende Auge blickte, sprach er mit leise durchklingendem Scherz: „Blanche, mein Herz, wie um Gotteswillen kommt das alles in Deinen armen kleinen Kopf?"

Sie lächelte gedankenvoll. „Wie — daß weiß ich nicht, aber ich danke Gott, daß es gekommen ist; denn die Zeit verlangt's, daß wir uns klar machen, was wir können und müssen, daß wir ein Ziel in's Auge fassen und ihm schon jetzt zusteuern, damit uns die Stunde des Sturms und des Unheils nicht mehr in der Irre umhertaumelnd, sondern auf fester, sicherer Bahn findet, von der sie uns nicht mehr fortreißen kann."

Der Ausdruck seiner Züge wechselte von neuem — wer kann es sagen, ob in Folge ihrer Worte, oder weil ihm während dieser Worte nur andere Gedanken kamen — und wurde ein sehr nachdenklicher, fast zerstreuter. Er ließ seinen Arm von ihr herabsinken und ging, die Hände auf dem Rücken zusammenlegend, langsam von ihr weg, gegen die Fenster zu.

Als er zurückkam, blieb er vor ihr stehen und schaute sie eine ganze Weile noch schweigend und mit dem gleich zerstreuten Ausdruck an, bevor er zögernd sagte: „alles zugegeben, was Du anführtest, obgleich mir noch allzuviel Ideales und Phantastisches darin zu stecken scheint, — jetzt fängst Du also an, Dich dennoch mit dem Gedanken an ein —sches Regiment vertraut

zu machen, das bei Dir, wie Du eben gestandest, früher gar nicht in Frage gekommen?"

„Und jetzt noch viel weniger in Frage kommt," versetzte sie lebhaft. „Es müßte denn sein, daß die sinn- und gedankenlose Wirthschaft hier schneller zu Ende geht, als man irgendwie voraussetzen konnte — dies neuste Stück droht dergleichen freilich, und darum erschreckt oder indignirt — wie Du willst! — es mich auch so ernstlich! Es kommt in diesem Sinne, zu früh!"

Er war jetzt ganz wieder bei ihren Worten. „Und doch sehe ich nicht ab, was Du anders willst, was wir anders erwarten können, wenn hier wirklich eine Katastrophe eintreten würde. Wir grade wissen besser als irgend jemand, welche Intriguen für die —sche Erbfolge im Gange sind und wo man die Intriguanten suchen, was man ihnen zutrauen muß. Dein Bruder —"

„Ja mein Bruder, leider Gottes mein Bruder!" unterbrach sie ihn leidenschaftlich. „Es ist ein bitterer Schmerz für mich, ihn — zum erstenmal in unserem Leben! — von mir getrennt, ja auf der Seite meiner, unserer Gegner, unter den Feinden unseres Landes, unserer Zukunft zu sehen und zwar

aus den —" und jäh' innehaltend, fügte sie erst nach einer Pause, mit gefalteter Stirn hinzu: „aus Gott weiß was für Gründen!" —

„Und was willst Du sonst, frage ich?" meinte er kopfschüttelnd. „Von mir, sagst Du selbst, ist keine Rede —"

„Ich will den, den ich von Anfang an in's Auge gefaßt und für den Mann erkannt habe, den wir, den die Zeitverhältnisse, die kommenden Tage gebrauchen und verlangen; der vor dem Jahre, bei den anderen Bewerbern und den bisherigen deutschen Zuständen freilich weit zurückstehen mußte und es auch heut noch muß, bis die anderen zurückgetreten sind oder sich unmöglich gemacht haben, oder bis die Zeitverhältnisse ihn als den einzigen richtigen, als den Mann und das Haupt erkennen lassen; — den, um dessentwillen ich vor dem Jahre gleichfalls die Degenberger vorzog, weil ich annahm, daß sie hinfälliger und schneller verbraucht, endlich leichter beseitigt sein würden als ein —scher Regent, der uns nicht nur mit einem größeren Staatswesen verband, sondern auch eine andere Macht besaß uns festzuhalten und eine neue Trennung zu erschweren."

„Und alle diese Gedanken und Pläne wären in

dem Kopf da geboren und erwachsen?“ fragte er nach einer Pause mit einem, zwischen neuem Erstaunen und tiefem Nachdenken schwankenden Ton. „Blanche, Blanche — aus Dir sprichst nicht Du, nein, es spricht ein Anderer, den —“

„Laß es sein, wer es will!“ fiel sie lebhaft, hellaufleuchtenden Blickes ein. „Vielleicht hast Du recht — vielleicht nicht, ich weiß es selber nicht. Kam mir dies alles aber nicht von mir selbst, sondern von einem Anderen, so — ich schwöre es Dir! — ist es der klarste Kopf und das treuste Herz im Lande, so ist es einer, vor dem wir alle uns beugen müssen, dem wir folgen dürfen mit Freuden und mit Vertrauen. Er führt uns nicht irre!“

Er sah sie mit leisem Lächeln an und öffnete die Lippen zu einer — wohl gleichfalls scherzenden Erwiderung. Doch hielt er dieselbe zurück und fragte nach einem kurzen Zaudern mit zurückkehrendem, nachdenklichem Ernst: „und was Du vor dem Jahre von einem —schen Regiment fürchtetest, das erwartest Du jetzt, wo dasselbe eine wirkliche und zwar rührige Partei im Lande hat und obendrein mit seinen Ansprüchen entschieden hervorgetreten ist, nicht mehr, falls es eine Regierungsveränderung bei uns geben sollte?“

„Nein, falls diese Veränderung nicht allzufrüh eintritt, etwa durch einen innern Aufstand erzwungen, der von draußen, durch die Zeitverhältnisse nicht unterstützt wird. Hält der Herzog, halten wir uns bis zur Zeit des allgemeinen Ausbruchs, so fürchten wir die —schen Prätensionen nicht mehr. Sie haben dann dort anderes, zu viel mit sich selbst zu thun, und wir werden ungestört unserem Willen, unserer Einsicht folgen dürfen.“

„Du rechnest auf einen solchen Ausbruch wunderbar bestimmt,“ sagte der Prinz kopfschüttelnd.

„Ich müßte blind und taub sein, wollte ich es nicht,“ erwiderte sie entschieden. „Wohin ich sehe und horche, wirbelt und rauscht es schon vom kommenden Sturme.“

„Und wenn uns dieser Sturm — ich glaube wirklich selbst an ihn! — nun alle und alles fortwirbelt?“ fragte er mit tiefem, forschendem Blick.

„Gewiß nicht!“ war ihre rasche, feste Antwort. „Dafür bürgt mir der Verstand, die Gesundheit und Kraft unseres Volkes — das läßt sich nicht zu Boden werfen, nicht fortreißen, zumal wenn es ein Haupt findet und in ihm gipfelt, zu dem es Vertrauen haben, das es achten und ehren darf, zu dem es halten kann, wie das Haupt zu ihm hält —“

„Und dieses Haupt? Dieser Dein Mann der Zeit?“ fragte er plötzlich, ernst und eindringlich dazwischen. „Mein werther Vetter Valer wird es denn wohl nicht sein,“ fuhr er nach einem kurzen Innehalten fort, mit spöttischem Ton und Blick, „obgleich sich vielleicht in unseren Damenkreisen grade für ihn zahlreiche Stimmen enthusiastisch entscheiden würden! Aber Du trittst ja heraus aus diesen Reihen, große Patriotin! — Also, Blanche, Dein Mann der Zeit und des Volks?“

Sie sah ihn eine ganze Weile schweigend, aber mit dem klarsten und festesten Blick ihres Auges an, bevor sie, jede Silbe scharf betonend, langsam entgegnete: „Dieser Mann — Du räthst schon selber auf ihn, Arthur, denn es ist nur dieser eine da! — dieser Mann ist des — Anderen Bruder, Erdmann Löwenberg.“

Vierunddreißigstes Capitel.

Aus der Irre und in der Irre. Der erste Schlag des Gewitters fällt unerwartet herab.

Die Stadt war voll von Gerüchten, bösen Worten, trotzigen Reden, Lästerungen und Hohn, aber was noch übler war, man hatte auch Facta, die sich nicht ableugnen ließen, noch abgeleugnet wurden; und als das allerübelste mußte auffallen, daß dies alles nicht wie anderwärts, und zu anderer Zeit auch wohl in Löwenberg, in der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Urtheil doch auch zugleich den Widerspruch und die Widerlegung fand, sondern überall der gleichen, wenn vielleicht auch nicht so derb ausgesprochenen Auffassung zu begegnen schien.

Die Nachricht, welche den Prinzen und Blanche so sehr überrascht und Beide zu so ernsten Erörterungen geführt hatte, war freilich gleichfalls in's Pu-

blikum gedrungen, ohne daß man zu verfolgen im Stande war, von wem sie ausgegangen; allein sie wirkte in diesen großen Kreisen — für's erste wenigstens und so viel davon wirklich offenbar wurde — bei weitem nicht so, wie wir es im Palais erlebten und von Madame Gauche voraussetzen hörten. Etwas Freudiges, etwas das wieder gut machen und die Stimmung wieder gewinnen konnte, fand man in der Hoffnung der Fürstin freilich nirgends. Das würde aber auch früher kaum der Fall gewesen sein, da die Degenberger nun einmal keinen Erben in's Land brachten, auf den man hoffen, von dem man hätte Ersatz erwarten können. Jetzt — und sicherlich wäre es einige Monate früher nicht anders geschehen — rechnete man günstigsten Falls sehr nüchtern aus, daß Herzog August Wilhelm bejahrt und kränklich, daß für den Erben, wenn ein solcher wirklich komme, eine lange Regentschaft zu erwarten stehe, und daß man endlich von dieser Regentschaft ebenso wenig wie von der Erziehung des — etwaigen Prinzen etwas Gutes zu hoffen habe. Von unehrerbietigen Erklärungen und herabsetzenden Bemerkungen dagegen war in all diesen Kreisen kaum Etwas zu vernehmen. Man nahm die Kunde meistens nur mit der größten Gleich-

gültigkeit und mit Achselzucken auf. „Was hilft uns das?" sagte man sich oder fürchtete die Verhältnisse durch diese Aussicht sich nur noch unheilbarer verwirren zu sehen. Manche glaubten auch noch gar nicht daran.

Man hatte hier augenblicklich andere Dinge zu besprechen und sich mit anderen Hoffnungen und Befürchtungen zu tragen, sich über anderes zu erbittern als über eine Aussicht, der wie gesagt, selbst die wenigen Argwöhnischen und Lästerlustigen keinen besonderen Werth beilegten. — Der Credit des Hofes, der Regierung, ja des Fürstenpaares stand ohnehin so tief wie möglich. Aber der Mordanfall auf den alten Reizmann, zu einer Stunde, wo noch Alles wach und in Bewegung, in einer Straße, welche die belebteste der Stadt genannt werden mußte; vor einem Hause, dessen Thür fast unausgesetzt vor den Aus- und Eingehenden sich in ihren Angeln drehte, — und dazu die Weise dieses Angriffs, nicht offen und grob deutsch, sondern banditenmäßig, heimtückisch — das war ein Ereigniß, welches die Menschen erbitterte und aufreizte und selbst unter den Gebildeten den allerschlimmsten Eindruck hervorbrachte. Unter allen Verbrechen, die seit Menschengedenken und länger

im Lande vorgekommen waren — viele waren's überhaupt nicht und unter Herzog Friedrich hatte keine Hinrichtung stattgefunden — gab es nicht einen einzigen Fall von solcher Frechheit, von solcher bravomäßigen Ausführung.

Der Buchbinder Sparmann, der „Stockholmer", dessen Ansehen sonst ziemlich gesunken war, gewann plötzlich dasselbe wieder und fand viel Zustimmung, als er auf die höhnische Bemerkung eines Hofhandwerkers: das Volk sei eben verrückt mit seinem Vergiftungsglauben und habe jetzt ausgeführt, was es dem alten Diebe und Trunkenbold vorm Jahre angedroht — grob erwiderte: „o Gott behüte! Wenn wir hinter einem her sind und ihm zu Leibe wollen, so schlagen wir ihn todt oder hängen ihn auch vielleicht auf, wenn er's verdient und die Umstände danach sind. Aber das Kitzeln mit dem Messer und das Auflauern hinter der Thür, das lassen wir den wälschen Banditen und Lohnstechern. 's giebt hier bei uns davon, scheint's. Aber Geduld! Sie haben's angefangen, wir werden's vielleicht endigen."

So grob und roh die Worte waren, drückten sie doch genau nicht nur die allgemeine Stimmung, sondern auch die verbreitetste Auffassung der nichtswür-

digen That aus. Und wenn man in dem alten Menschen den Zeugen eines früheren Verbrechens hatte aus dem Wege schaffen wollen, so hatte man dadurch nur das Verbrechen selbst wieder Allen zur Erinnerung gebracht und den Verdacht, ja den Glauben an dasselbe plötzlich in Kreise verbreitet, wo man vordem Dergleichen wie eine Albernheit oder Nichtswürdigkeit von sich gewiesen.

Reizmann war in der Stadt nichts weniger als unbekannt, in seinem Leben gab es kaum etwas Besonderes, geschweige denn etwas Geheimes. Er war ein Mensch, wie es deren Tausende giebt, denen man weder viel Gutes, noch viel Böses nachzusagen vermag, ohne besondere Fähigkeiten und Fehler. Er war, wie das unter Hofbedienten und auch anderen Angestellten nicht selten, dem mit ihm in Berührung kommenden Publikum hie und da mit der Protectormiene, zuweilen auch ein wenig „hochnasiz“ und ein bischen barsch und grob entgegengetreten und hatte dadurch vielleicht den Einen oder Anderen geärgert. Er hatte seinen Dienst nicht allzu schwer genommen, gern gut und bequem gelebt, stets ein Glas Wein geliebt und im Uebrigen sich zu dem guten alten Grundsatz bekannt, daß der Esel erst dann zum rechten

Esel werde, wenn er an die Krippe gebunden, nicht fresse, — das heißt, er würde sich selber lächerlich erschienen schein, hätte er bei Gelegenheit nicht dies oder jenes Ueberflüssige und Unbenützte so oder so zu seinem Nutzen verwenden wollen — mausen ist nicht stehlen. Daß dieser Grundsatz von ihm vielleicht eine zu häufige Anwendung und eine zu große Ausdehnung erhalten, und daß der alte Hofmarschall anderen Ansichten gehuldigt, war halb ein Unglück, halb durchaus nicht ungewöhnlich.

Mit einem Wort: von einem wirklichen Diebstahl wußte man nichts und ebenso wenig von anderen groben Vergehen des alten Menschen. Er sollte sich vordem gelegentlich nicht mit der gehörigen Anstelligkeit und Discretion benommen und sich dadurch eine nicht grade freundliche Beachtung zugezogen haben. Dann hatte sich es eben nach und nach im Kleinen summirt, und da obendrein die Vorliebe für ein Glas Wein bedenkliche Dimensionen annahm, so erfüllte sich endlich — so viel man wußte, bei einem an und für sich ziemlich unbedeutenden Fall — sein Geschick. Es gab unter seinen alten Kammeraden und auch sonst mehr als einen, der die Strafe eine harte nannte, das Loos des armen Teufels bedauerte und es ihm

nicht verdachte, daß er fortan nicht eben zu den Anhängern des alten Hofes gehörte. Mancher seines Gleichen blieb straflos bis an's Ende.

Wiederholentlich gesagt, wußte man von Reizmann nichts eigentlich Schlechtes, kannte ihn nicht im entferntesten als einen gefährlichen, rachsüchtigen Charakter und hörte nirgends, daß er Feinde gehabt. Selbst Excellenz Lohr, wenn er sich überhaupt noch seiner erinnerte, hätte ihn aller Wahrscheinlichkeit nur als „dummen Teufel" zu bezeichnen beliebt. Wenn sich trotz alledem beim Tode des Prinzen Eugen der Verdacht auch auf ihn geworfen und sein Name auf das mißliebigste genannt worden war, so ließ sich darin vermuthlich kaum mehr als ein reines Malheur oder ein wiederum rein zufälliges Zusammentreffen von allerlei kleinen Aeußerlichkeiten erkennen. In Augenblicken, wie der damalige, gehört außerordentlich wenig dazu, irgend einen Menschen auf das allerunliebsamste nennen und ihn in Verbindung mit der Himmel weiß was für Ungeheuerlichkeiten gerathen zu lassen. Wir erinnern uns überdies, daß man selbst damals den Alten nicht als Thäter genannt, sondern ihm nur eine Mitwissenschaft oder etwa Vermittelung des Verbrechens angedichtet hatte.

Wie die besseren Stände über diese ganze Geschichte urtheilten, nachdem man sich von dem ersten Eindruck erholt hatte, ist uns unbekannt, und selbst bei den unteren Klassen fing die Sache an einzuschlafen, wenn auch gelegentlich vielleicht noch ein gewisses Aufzucken stattfand. Ging doch Herr von Reigenbach, den man damals am erbittertsten genannt, von Anfang an fast völlig unbelästigt umher, und da Reizmann durch seinen Wegzug den Leuten aus den Augen gekommen war, kam er ihnen begreiflicherweise auch aus dem Sinn.

Nun hatte sich wie mit einem Schlage alles verändert. Der Diener war wieder da und wurde beinahe ermordet — von wem? Weshalb? Für wen war das Leben des Greises von solcher Wichtigkeit, daß er ihm auf solche Weise ein Ende zu machen suchte? Von Raubmord konnte gar keine Rede sein — der Alte war notorisch fast bettelarm. Und da auch an keine Rache zu denken war, ließ sich kaum anders schließen, als daß man einen Menschen habe los werden wollen, den man so oder so zu fürchten habe — als Mitwisser, als Verräther, wer weiß als was! Was aber konnte er wissen, was verrathen als ein Verbrechen? Welches Verbrechen lag hier

näher, als das freilich nur von der rohen Menge ausgerufene — das den Tod des geliebten Prinzen zur Folge gehabt? Nun erkannte man von oben her mit Zorn und im Publikum mit Schrecken, daß jener furchtbare Verdacht bisher nur still geworden, aber keineswegs wirklich verschwunden war. Er erhob sich riesengroß und machte sich, bei der allgemein erregten und gereizten, feindseligen, tiefmißachtenden Stimmung — nichts weniger als wunderbar, auf eine Weise laut, die gar nicht bedenklicher oder — je nach der Stellung der Angeschuldigten — beleidigender gedacht werden konnte.

Von dem anfänglichen gleichgültigen oder gar hohnvollen Achselzucken und der Nachläßigkeit in der Anordnung der Untersuchung und Verfolgung war man auf der Gegenseite längst auf das empfindlichste zurückgeschreckt worden und hatte sich, da man Miene machte, die frechen Excedenten — so hieß man Diejenigen, welche ihren Verdacht und ihre Beschuldigungen gar zu unumwunden aussprachen — zur Strafe zu ziehen, vor einem Zusammenhalten der Menge und vor einer Einstimmigkeit des Urtheils gefunden, die jedes Einschreiten unmöglich machten. Wie die Sachen standen, mußte man fürchten, bei dem

ersten weiteren Schritt Namen und Beschuldigungen aussprechen zu hören, die niemals zurückgenommen noch vergeben werden konnten.

Die Untersuchung ergab nichts, als daß Reizmann vor der Hausthür Christian Morders einen Messerstich erhalten habe, — nicht durch irgend einen unglücklichen Zufall, sondrrn mit voller Absicht, und gerettet nur durch seinen dicken Winterrock und die nicht minder dicken Unterkleider. Erhard wollte, da er fast unmittelbar nach dem Aufschrei des Greises die Thür geöffnet hatte, gesehen haben, daß eine Gestalt um die nächste Ecke verschwand; doch gab er zu, daß er sich geirrt haben könne, weil alles so überaus rasch verlaufen sei und seine Aufmerksamkeit sich natürlich fast nur dem Verwundeten zugewendet habe. Der Wunde selber konnte keine weiteren Eröffnungen machen, da er bisher nur auf Momente zur Besinnung gekommen und überdies in einem Zustande war, der seine endliche Rettung noch durchaus zweifelhaft erscheinen ließ.

Die Regierung machte überhaupt bei diesem unglücklichen Fall die allerübelsten Erfahrungen und konnte das allgemeine Mißtrauen, die tiefe Verstimmung, ja den immer unumwundener auftauchenden

Widerstand im höchsten Maße kennen lernen. Sie erhielt auf den Wunsch, den Kranken in's Hospital zu bringen, einen runden Abschlag — auch wenn er transportabel wäre, würde man ihn nicht aus dem Hause lassen. Sie setzte nicht einmal seine Behandlung durch einen anderen Arzt durch — keiner wollte dem hochverehrten Senior und Collegen, dem Sanitätsrath, in's Amt greifen und der Gerichtsarzt, der den Wunden offiziell dann wohl untersuchen und um seinen Zustand sich kümmern mußte, berief sich in seinem Bericht fortwährend auf seinen alten Collegen. Daß man obendrein mit dem Sanitätsrath selber, der notorisch in höchster Ungnade stand, und sich so wenig daraus machte, übel daran war, ist selbstverständlich. Er erklärte grob heraus, der Kranke gehöre ihm, und Niemand als er habe zu bestimmen, wann derselbe für irgend einen anderen wieder zugänglich sei.

Aber auch der Commerzienrath trat in einer Weise auf, die an seine Begegnung mit dem alten Wilhelmus Tertius erinnerte. Er verweigerte auf die Frage des Gerichts jede Auskunft über das, was zwischen Reizmann und ihm verhandelt worden sei. Der Diener habe seinen Rath in einer Angelegenheit ver-

langt, die reine Privatsache sei. Wolle Reizmann später daraus etwas Anderes machen, so sei das jedenfalls des Dieners Sache und wider seinen, Christian Morders, Rath. Er fühle sich daher auch keineswegs zu Mittheilungen verpflichtet, an die er selber nicht glaube, und die der Verwundete, wenn er am Leben bleibe, hoffentlich gleichfalls zurückhalten werde. Sei ein solches Schweigen wider das Gesetz, so sei er, der Commerzienrath, bereit, die Strafe auf sich zu nehmen.

Daß davon, dem alten Herrn gegenüber, keine Rede sein konnte, lag auf der Hand; schon das Verhör, dem er sich unterziehen mußte, rief eine gewisse Aufregung hervor. Man mußte Reizmanns Genesung abwarten.

Das Volk begnügte sich damit freilich nicht. Ihm gehörten Diejenigen an, welche erfuhren, daß man den Diener in seinem neuen Wohnort mit allerlei polizeilichen Chikanen und Vexationen verfolgt habe, die — man mußte sich begnügen zu sagen: aus den Hof- und höchsten Regierungskreisen herzuleiten waren. Im Volke brachte man es heraus, daß in jener Abendstunde vor Morders Thür ein Mann in einem Mantel gesehen wurde, den ein Vorübergehen-

der bei seiner Rückkehr noch dort fand und deshalb schärfer anblickte — er meinte einen der Stallbedienten zu erkennen. Ein solcher, jetzt ohne Mantel, lief einige Zeit später durch eine der engen Gassen jenseits der Marienkirche, und von Neuem wurde ein solcher gesehen, als er in ein Haus jener stillen Straße trat, welche wir einmal mit Erhard auf dem Wege zu der kleinen Gartenpforte passirten. Die Bewohner dieses Hauses waren notorisch anrüchige Leute, von denen man allerhand Uebles wußte und denen man noch mehr zutraute.

Und noch nicht genug: gegen acht Uhr, als man in der Stadt bereits von der schlimmen That wußte, begegnete wiederum Jemand einen solchen Bedienten in einer Richtung, welche annehmen ließ, daß er aus jener Straße gekommen sei. Diesmal wurde er von dem Begegnenden erkannt und angeredet — es war ein Mensch, der erst vor Kurzem aus dem Dienste der Frau von Reigenbach in den herzoglichen übergetreten und von dem Präsidenten von Reigenbach empfohlen worden war. Er hatte von dem Begegnenden den Mordanfall vernommen und sollte sich darüber in auffälliger, roher Weise geäußert haben, wie

er denn auch bei seinen Kameraden für einen solchen rohen, wenig umgänglichen Menschen galt.

Diese freilich vagen, aber durch das Zusammenstimmen der Zeit und der Persönlichkeit eine gewisse Bedeutung erlangenden Angaben brachte man, wie gesagt im Volke und ohne Beihülfe der Polizei zusammen und legte sie so mit einem Mal dem Kriminalgericht vor. Und da man nun im Publikum, wie wir anführten, unumwunden aussprechen hörte, daß Reizmann angefallen worden, weil man seine Angaben über das gegen den Prinzen Eugen ausgeführte Verbrechen gefürchtet; da Reigenbachs Name von Mund zu Mund ging und seine Bekanntschaft mit dem Monsieur Aimard, dem seitdem mit dem französischen Gesandten abgezogenen Koch eine unableugbare Thatsache war; da man endlich, wie wir gleichfalls anführten, von einem Einschreiten gegen diese Anschuldigungen zurückgeschreckt wurde; so mußte man denn wohl nothgedrungen nachgeben, zur Verhaftung des Bedienten, zu einer Vernehmung Reigenbach's schreiten und, um auch nach dieser Seite hin dem Volkswillen Genüge zu thun, eine Erklärung der Aerzte verlangen, welche den Prinzen während seiner Krankheit behandelt hatten. Damit traf man's allerdings am besten: der Sani-

tätsrath erklärte die Sache gleich seinen Kollegen, die ihm damals zur Seite gestanden, für die reinste Albernheit. Ueber Versuche habe er nicht zu urtheilen, meinte er. Zu bedenklichen Folgen hätten dieselben aber nicht geführt.

Es war aber mit diesem unglücklichen Fall und was sich daran schloß, nicht genug. Unterschleife und Betrügereien kamen hie und da zur Entdeckung und bei der Domainenkasse, deren Verwaltung ohnehin zu den schlimmsten Streitpunkten zwischen Regierung und Land gehörte, ergab sich plötzlich ein Defect von ganz außerordentlichem Umfang. Ein hochstehender Beamter war rechtzeitig entwichen — die Telegraphen waren bei weitem noch nicht in der Ausdehnung da, wie heutzutage — ein zweiter erhängte sich in der Nacht nach seiner Verhaftung im Gefängniß, und auch auf Reigenbach fiel ein neuer Verdacht.

„Wir cultiviren uns — es sind Pariser Zustände," sagte Graf Robert Hellenberg spottend. „Erinnert euch, ich habe den Reigenbach schon damals einen ungeschickten Menschen genannt — er scheint das noch mehr zu sein, als ich geahnt habe."

„Ich hab's Dir ja gleichfalls gesagt — warum

hast Du ihn uns nahe kommen lassen", bemerkte Leonie dazu verstimmt. „Er war mir von jeher widerlich."

„Auch jetzt noch?" fragte Blanche in ihrer spöttischen Weise, und ihr Auge blitzte die Schwägerin lustig an. „Jetzt wo er Frieden gemacht mit seiner charmanten Schwägerin — man spricht ja sogar von einer Heirath, — hm Leonie?

„Ah bah!" sagte diese wegwerfend. „Mathilde denkt nicht daran. Sie, ihre Freiheit aufgeben für den — und zumal jetzt!"

Die Drei waren einmal wieder bei einander, was jetzt, obgleich Hellenbergs schon seit Wochen in die Residenz gekommen waren, verhältnißmäßig wenig stattfand. Gräfin Leonie stand bei der Herzogin in höherer Gunst als je und lebte und webte, wie man das zu heißen pflegt, am Hofe, — jetzt freilich in anderer Stellung als vor dem Jahre, wo nur ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit dort geherrscht und ihr die Herzen verbunden hatte, so daß der obendrein niemals gesuchte und selten benützte große Einfluß der Dame weder Neid noch Vorsicht erregte und ihr Niemand entfremdete. Jetzt, wo derselbe noch um Vieles gewachsen schien, genügte er ihr nicht und sie stand nicht an, ihn bei Gelegenheit hervorzuheben und

zu verwenden — und zwar leider nicht stets zum Vortheil anderer. Sie hatte, fern von der alten harmlosen Heiterkeit und Lebenslust, ihre sehr entschiedenen Launen und Capricen und noch viel entschiedenere Zu- und Abneigungen, welchen bei Hofe um so weniger Jemand entgegenzutreten wagte, als die höchsten Herrschaften selber denselben fast überall nachzugeben schienen. Denn auch der Herzog stand unter dem Einfluß der schönen Frau, wenn auch nicht mehr in dem Grade, den man im vergangenen Sommer und besonders während der Jagdfestlichkeiten auf Burg Eyben beobachtet haben wollte.

Es war freilich auch nöthig, daß die große Familie in dieser Weise bei Hofe vertreten wurde und ihre Stellung behauptete, da Graf Robert sich seinerseits wenig um die Erhaltung der alten Gunst bemühte, ja auf seinen Rang und sein Ansehen hin in einer Weise sündigte, die selbst ihm, auch bei den jetzt herrschenden Zuständen, hätte gefährlich werden dürfen. Nicht allein daß er sich von den Fremden, die mit dem Spätherbst immer mehr an den Hof zurückgekehrt waren, mit Stolz und Kälte zurückzog und einen Kreis von Einheimischen um sich sammelte oder — man wußte das im Publikum nicht recht — sich sammeln ließ, machte

er auch kaum ein Geheimniß aus seiner Verbindung mit dem —schen Hof und ergab sich in seinem eben erwähnten Kreise obendrein einem Leben, das selbst die jetzt herrschenden duldsameren Ansichten nicht immer zu entschuldigen vermochten. Hatte es doch selbst die frühere Harmonie seiner Ehe gestört, wie man annahm, obgleich es auch Andere gab, welche der Gräfin nicht nachsagen wollten, daß sie sich die Erhaltung derselben habe angelegen sein lassen.

Aber sogar zu Blanche war seine und Leoniens Stellung eine bei weitem andere geworden, wenn Graf Robert selbst sich dies vielleicht auch lange nicht klar machte, geschweige denn eingestand, während es für seine Gemahlin längst kein Geheimniß mehr war und sie mit einer Art von Genugthuung erfüllte. Ein gewisses Unbehagen hatte die Einigkeit und Innigkeit der Geschwister ihr von jeher eingeflößt, wenn dieselbe sich auch selten oder nie gegen sie wandte, und der Vorrang, den sie der Schwägerin in den meisten Richtungen und von fast allen Seiten einräumen sah, und wenn sie ehrlich sein wollte, auch selbst zugestehen mußte, war ihr schon in der früheren harmlosen und leichtherzigen Zeit zuweilen empfindlich geworden. Das war seit sie selbst so viel anders anders geworden,

bei weitem schärfer hervorgetreten, und sie fühlte sich der Verwandten immer mehr entfremdet, ja nicht selten im gradesten Gegensatz zu ihr. Und wäre es auch nur die Bemerkung gewesen, daß sie Blanche überall und mehr als je, sogar in der Gunst des herzoglichen Paares, in der Stellung, welche beide in in der Hofgesellschaft einnahmen, ja selbst im öffentlichen Urtheil nachstand. Sie überwand selbst in den vertraulichsten Stunden niemals die Empfindung, daß Herzogin Leopoldine ihr gnädig etwas zugestand, was Blanche als selbstverständlich und gebührend empfing, ohne es anscheinend nur zu beanspruchen; und kaum anders erging es ihr, wenn sie die Huldigungen mit einander verglich, die man ihnen beiden im Hofkreise widmete. Von dem öffentlichen Urtheil erfuhr sie freilich schwerlich etwas und würde es auch noch weniger verstanden haben, daß sie von demselben um manche Stufe tiefer gestellt wurde als ihre Schwägerin.

Es ist eben ein unendlicher Unterschied zwischen der genialen Lebensauffassung und Freiheit, wie man sie Blanche nachsagte, und der rein willkürlichen und platten Schrankenlosigkeit, die man neuerdings der Gräfin Leonie Schuld gab. Und es ist selbstverständ-

lich, daß dieser Unterschied sich auch in ihrem eigenen Urtheil über einander offenbarte und nicht ohne Rückwirkung auf ihre Stellung blieb.

Dies Alles konnte selbst vom Grafen Robert nicht übersehen werden, zumal ihm die Veränderung, welche mit und in seiner Gemahlin vorgegangen, schwerlich ein Geheimniß geblieben war. Eingeschritten war er gegen dieselbe nicht, ja hatte sie, einen gelegentlichen mehr spöttischen als zürnenden Ausfall ausgenommen, anscheinend kaum beachtet, gleichviel ob er Leonien im Herzen immer einigermaßen fremd geblieben, oder ob er nur durch das von ihr entfernt wurde, was ihn gegenwärtig beschäftigte und unterhielt. Der Schwester gegenüber war es aber hiermit freilich um vieles anders. Hier war die Herzenseinigkeit dagewesen und trotz aller anderen Zerstreuungen, ja häufig durch dieselben immer fester geworden. Und daß auch diese nun gelockert war, zeigte sich weniger in dem seltneren Zusammentreffen der Geschwister, als in der Verschiedenheit ihrer Auffassung und ihres Urtheils, welche sich bei jeder Begegnung bemerklich machte und endlich auch den Grafen aufmerksam werden ließ.

Wirklich klar war sie ihm aber zuerst in der

Stunde geworden, wo er Blanche mit der Kunde von den — Hoffnungen der Herzogin zu überraschen gedachte und zu seinem Verdruß erfuhr, daß sie von der Sache nicht nur schon seit Tagen unterrichtet sei, ohne ihm davon zu sagen, sondern daß sie sich auch darüber ein Urtheil gebildet habe, welches von seiner ersten Auffassung sehr verschieden war. Das verdroß und bestürzte ihn um so mehr, als er am besten von allen Menschen wußte, welche Energie und Entschiedenheit seine Schwester gelegentlich zu entwickeln verstand, und sich kaum verbergen konnte, daß sich diese Eigenschaften in diesem Fall gegen ihn und seine Pläne — wir sollten eigentlich Intriguen sagen, — wenden würden. Es hatte eine heftige Scene, die erste in ihrem Leben beinah, zwischen ihnen gegeben, in die er, wie er sich nicht verhehlen konnte, gegen sie mit ihrer Ruhe und Klarheit durchaus im Nachtheil geblieben war. Die folgende Versöhnung war, wie Beide wußten, nur um so mehr eine rein äußerliche geblieben, als zwischen ihren Ansichten keine Ausgleichung möglich zu sein schien und keine auch nur annähernde Verständigung erzielt wurde. Endlich, und das war das Empfindlichste, mußte Graf Robert sich sagen, daß er ihr einen Blick in seine

Karten gestattet hatte, während er eben erst entdeckte, daß auch sie ein Spiel in den Händen habe, das ihm auf das Vorsichtigste verborgen gehalten wurde.

Es konnte ihm kein Ersatz sein, daß er in seinen Kreisen, ja hie und da unter der nächsten Umgebung des Fürstenpaares seine Auffassung getheilt fand. Es gab hier leider sehr wenige, welche noch an die Schuldlosigkeit der hohen Frau glaubten und sich dahin zu äußern wagten, — man erkannte es deutlich genug, wie wenig Freunde sich die Herrschaft zu erwerben verstanden. Selbst in den Kreisen, die nur der Zerstreuung und dem Vergnügen huldigten, und dieselben von der Herzogin mit eigner Lust gefördert sahen, fanden sich viel mehr lästernde, als vertheidigende Stimmen; das seltsamer Weise von oben her noch immer festgehaltene Geheimniß störte und ärgerte sogar die sogenannten Treuen. Und da man nun keinen Augenblick zweifelte, daß man im „Lande" ein noch viel entschiedeneres, gröberes und rücksichtsloseres Urtheil fälle, so nahmen selbst Diejenigen, welche an keinen so unerhörten Fehltritt glauben wollten, die Sache mit Freuden als einen Hebel an, mittelst dessen man die unerträglich gewordene Herrschaft los werden und den —schen Ansprüchen zum Siege verhelfen könne.

„Ich habe Nachricht von M.", sagte Graf Robert, der auf die Spottreden der beiden Damen wenig Acht gegeben zu haben schien, mit dem Ausdruck einer finsteren Befriedigung. „Man ist außer sich über die Mittheilung des Gesandten und hat ihn beauftragt, aus der dort herrschenden Stimmung kein Geheimniß zu machen. Ja man hat schon in P. vertrauliche Eröffnungen gemacht und Verbindungen mit dem —schen Hofe angeknüpft. Jetzt wird's am Bunde hoffentlich vorwärts gehen und die Sache zu Ende gedeihen. Ich bin gespannt auf den allerdurchlauchtigsten Grimm und die ohnmächtigen Zuckungen — Du denkst anders?" brach er ab, da er Blanche's Auge fest und voll auf sich ruhen sah.

„Allerdings, weil Julie grade von M. aus das volle Gegentheil schreibt, versetzte sie ruhig. „Sie denken dort, scheint's wie doch Gottlob auch hier noch mancher: wo keine Beweise sind, soll man den Stab nicht brechen."

„Beweise!" rief er verächtlich aus. Leonie zuckte mit einem spöttischen Aufwerfen der Lippen die vollen Achseln.

„Hast Du Beweise?" fragte Blanche trotzdem aber mit der gleichen Ruhe, indem ihr Auge mit selt-

samem Ausdruck an der Schwägerin vorüber zu dem Bruder zurückglitt. „Da mußt Du in wunderbarer Weise bevorzugt sein, durch die eigenen Sinne oder durch Deine — Quellen.“ Es klang ein leiser und dennoch so scharfer Spott in diese letzten Worte hinein, daß Leoniens Auge sich aufblitzend zu Blanche erhob.

Der Graf hatte das nicht bemerkt. „Nur nicht verblendet bin ich wie — Du!“ versetzte er scharf und fügte wiederum verächtlich hinzu: „Beweise! Wer Augen und Ohren aufthut, könnte hundert haben, sollte ich denken.“

„Nenne mir einen — das ist besser“, sagte sie, wieder völlig ruhig.

„Frage Reigenbach — den treuen Reigenbach! — nach einem Rencontre mit der weißen Frau!“ rief Leonie hohnvoll dazwischen.

Graf Robert schnitt die Antwort seiner Schwester ab, indem er spöttisch bemerkte: „Diese Degenberger müssen doch ihre besonderen, geheimen Gaben und Reize haben, daß sie sich noch Anhänger und Gläubige, und unter ihnen sogar meine Schwester zu erwerben vermochten.“ Und in einen bitteren Ton fallend, fügte er hinzu: „wenn ich Dich nur begriffe,

Blanche! Erinnere Dich an unsere Unterhaltungen im vorigen Winter — wie warest Du ihrer so satt, wie entschieden und zugleich wie lustig suchtest und sannst Du auf — die Mittel zum Ende!"

„Und Du findest mich unverändert auf der gleichen Stelle", erwiderte sie, ihn fest anblickend. „Das Ende scheint mir ebenso nothwendig wie damals, und daß es unabwendbar geworden, dazu hat es unserer armseligen Mittel und Intriguen gar nicht einmal bedurft. Sie selbst haben nachhaltiger gewirkt als wir es je vermocht haben würden. Ich will offen sein, Robert", fuhr sie ernst fort. „Ich habe, da ich diese Nachricht empfing, im ersten Augenblick selbst geglaubt, daß sie von der bösesten Wirkung sein dürfte, und zwar darum von der bösesten, weil sie vorzeitig zum — wie Du es heißest — Ende führen könnte. Darin hab' ich mich Gottlob getäuscht. Sie ist im Volk mit voller Gleichgültigkeit aufgenommen worden."

Seine Lippe zuckte, aber er bezwang sich und entgegnete nur mit einem lauernden Ausdruck: „vorzeitig sagst Du. Was verstehst Du darunter? Wann ist es in Deinem Sinne die rechte Zeit?"

„Dann, wenn der wirkliche und freie Wille des

Landes zur Geltung kommt und den Ersatz wählt, dem es nicht nur vertraut, sondern auf dessen Dauer und Tüchtigkeit man auch bauen darf."

„Herzog Arthur —!" rief Leonie mit einer tiefen spöttischen Verbeugung.

Graf Robert machte eine ungeduldige Bewegung. „Wir haben diesen Ersatz gefunden, meine ich, es gibt nur den einen. Und er ist kräftig genug, um zumal mit unserem Beistande sich auch die Dauer sichern zu können."

Madame Gauche zuckte die Achsel. „Ich gebe Dir Deine Frage von vorhin zurück. Du hast vor dem Jahre über die —schen Ansprüche und über die Möglichkeit eines solchen Regiments anders gedacht, Robert."

„Kennst Du andere?" fragte er wieder mit dem lauernden Ausdruck.

„Ich sage ja, Herzog Arthur!" rief Leonie.

Blanche schüttelte lächelnd den Kopf. „Ein wiederholter Witz, Herzchen —!— Der einzige?" wandte sie sich ebenso munter gegen den Bruder. „Denkt ihr gar nicht an Valer? Frage einmal, welcher Enthusiasmus noch für ihn in manchen schönen Herzen glüht, trotz der Geschmacksverwirrung, die ihn an

allen anderen vorüber zur kleinen Stillberg führte und obendrein dort zur Niederlage!"

Während Gräfin Leonie hohnvoll auflachte, — wie war die junge, schöne, heitere Frau doch so ganz unendlich und traurig verändert! — trat Graf Robert hart mit dem Fuß nieder, und auch in seiner Miene zeichnete sich ein jähes, heißes Zürnen ab. „Blanche," sagte er tief grollend; „Blanche," wiederholte er heftiger, „es ist schlimm genug, daß man Dich mir entfremdet hat und auf die Gegenseite zog — der Teufel weiß, wo und was für eine das ist! — Aber daß Du mit mir zu spielen, zu spotten versuchst — wohlan!" brach er mit überwallender Leidenschaft aus, „hab' es nach Deinem Willen! Aber Eines vergiß nicht: die Hellenberg duldeten nie, daß man mit ihnen spiele oder ihnen trotze, sei es von oben oder unten! Sie finden ihre Revanche, und kostete es Denen droben ihren Thron, und Denen drunten das Leben!"

Blanche stand vor ihm in ihrer ganzen Größe, aber in der ruhigsten Haltung, und auch in ihrem blassen Gesicht zeigte sich jeder Zug so klar und rein, als sei er in Marmor gemeißelt. Ihre Augen begegneten den seinen mit festem, ernstem Blick, und

ihre Stimme kam voll und rein aus der Brust, als sie entgegnete: „da muß das jüngere Geschlecht ungeduldiger sein als das alte.“ Und sein Auffahren mit einer Handbewegung zurückweisend, die so gebieterisch war, daß er selbst keinen jähen Ausruf laut werden ließ, redete sie weiter: „so leid mir der Einblick thut, den Du mir eben in Dich eröffnetest, so dank ich Dir doch dafür. Klarheit brauchten wir niemals mehr als jetzt —“

Die Thür wurde rascher geöffnet, als es im Hellenberg'schen Palais Sitte war, und der Prinz Arthur stand mit ein paar Schritten vor den Anderen. Er sah auf die erregte Miene des Grafen, auf die stolze Haltung seiner Gemahlin. „Wißt ihr es schon?“ fragte er lebhaft.

„Wissen? Was?“ entgegnete Hellenberg noch fassungslos und kürzer, als er es seinem hohen Schwager gegenüber sonst zu thun pflegte, mit dem er trotz der nahen Verwandtschaft nie auf vertrauteren Fuß gelangt war.

„Im Oberland der helle Aufruhr — wie man sagt, wegen dieser letzten Sonntags- und Kirchenverordnung. Ihr Bruder, Leonie, und ein paar Andere sollen über die Grenze nach S. gegangen sein — es

stehen dort —sche Truppen. Bei Bertini sind eben Verhaftungen vorgenommen —"

„Verhaftungen? Wer? Weshalb?" fuhr Graf Robert auf.

„Hellenberg! Nach dem Weshalb fragen Sie?" warf der Prinz vorwurfvoll ein. „Glauben Sie denn, daß man —"

Die Thür ging wieder auf. „Herr Major von Berndingen wünschen Erlaucht im allerhöchsten Auftrag zu sprechen", meldete der Kammerdiener dem Grafen Robert.

Des Grafen Auge überflog die Seinen. „Sollte man es wagen --!" rief er heftig aus. Doch sich rasch fassend, fügte er gemäßigt hinzu: „sehr willkommen, Louis! Ich lasse den Herrn Major bitten, hier einzutreten, wir seien unter uns."

Der Offizier — ein Fremder, mit den „Degenbergern" ins Land gekommen und vor Kurzem zum Flügel-Adjutanten ernannt, — machte eintretend gegen die Anwesenden seine kurzen militärischen Verbeugungen und trat mit den Worten zum Grafen: „mein Auftrag lautet an Eure Erlaucht allein."

„Meine nächsten Verwandten doch wohl ausge-

nommen", versetzte Hellenberg mit kalter Höflichkeit. „Bitte Herr Major, reden Sie."

„Wie Sie wünschen," lautete die gleichfalls kalte Antwort. „Ihre Hoheiten bedauern, Eure Erlaucht und Ihre Gemahlin vor Ihrer Reise nach Burg Eyben nicht mehr empfangen zu können und wünschen Ihnen Glück auf die Reise. Sie hoffen, daß schon Ihre Anwesenheit dort die Ruhe der Gegend und den Gehorsam der Unterthanen vollständig sicher stellen werden. — Wann gedenken Erlaucht Ihre Reise anzutreten?"

„Wann's beliebt", sagte Hellenberg mit vor unterdrücktem Zorn bebender Stimme.

„Serenissimus wüschten die Stunde zu erfahren Erlaucht."

„In einer Stunde, mein Herr Major", sprach der Graf wie vorhin. Und als der Offizier nach seiner Verbeugung das Gemach verlassen hatte, fügte er knirschend und mit blitzendem Auge hinzu: „Diese Stunde wird die letzte eurer Macht sein! Dann kommen wir, und dann wehe euch!"

Fünfunddreißigstes Capitel.

Es zeigt schon wieder einer, daß er auf den rechten Weg zurückkehrte.

Das Gewitter war da; der Blitz hatte eingeschlagen. Rauch und Staub wirbelten auf, und der Donner rollte mit dumpfem Nachhallen über das Land. Und es blieb nicht bei dem einen Schlage, es zuckte hierhin und dahin, nach unten und nach oben, und wo das Donnerrollen aufzuhören schien, nahm es das Echo wieder auf und pflanzte es weiter und weiter fort.

Es hatten wirklich Verhaftungen in Bertini's Kaffeehause statt gefunden, andere waren auch in den Wohnungen vorgenommen worden. Hellenberg's waren — man heißt das ja wohl verbannt; daß mehrere Mitglieder des höchstens Adels an den —schen Hof gereist waren, stand fest, und daß das Oberland

wirklich in einer Art von Aufstand, ließ sich freilich nicht leugnen, obgleich ein Zusammenhang zwischen den Verhaftungen, den Reisen und diesem Aufruhr bisher freilich nicht nachzuweisen war. Die ersteren fanden statt, weil die davon Betroffenen sich zum Theil gar zu ungenirt über ihre An- und Absichten geäußert hatten und mit einer Art von Naivetät ihre Intriguen zu Gunsten des —schen Hofes und sogar eines Regierungswechsels sich kaum noch zu verhehlen bemühten — ein energisches Einschreiten von Seiten der herzoglichen Regierung konnte man nach den bisherigen Vorgängen nicht wohl fürchten. Und im Gebirge hatte man sich erhoben, weil die Grenzplackereien durch ein paar neue Verordnungen noch gesteigert worden, und weil ein Edict der letzten Wochen mit seinen Vorschriften über Kirchenbesuch und Kirchenstrafen und über die strengste Heiligung des Sonntags die Leute zur Verzweiflung brachte. Der schwere Nothstand in Folge der mißrathenen Ernte und die gänzliche Gleichgültigkeit und Unthätigkeit der Regierung, welche naiver Weise von dem Elend erst erfuhr, als es zu solchen Folgen geführt, trugen das Ihre zu der Erhebung bei. An einen Wechsel der Regierung dachten in diesen Gegenden

schwerlich viele; sie wollten nur von ihren Plagen erlöst sein, nur diesen oder jenen Beamten, ein paar überstrenge Pfarrer los werden. Aber es traf zusammen! —

Und dies Zusammentreffen machte im übrigen Lande, in den Städten und besonders in der Residenz einen um so tieferen Eindruck, als man daraus erkennen mußte, wie die Regierung auch die letzten Sympathien verbraucht und die äußerste Gleichgültigkeit gegen sich in volle Entschiedenheit verwandelt hatte, und selbst in ihren eigenen Kreisen die Anhänger sich in Gegner verwandelt sah. Dazu wurde gerade in den Städten die Stimmung eine immer gereiztere, und zwar nicht bloß im Zusammenhang mit der, ganz Deutschland stets tiefer durchdringenden Aufregung, sondern auch weil man die Unfähigkeit und volle Haltungslosigkeit der Regierung noch viel besser begriff und unter all den Inconsequenzen, Mißgriffen und Härten so zu sagen aus der ersten Hand zu leiden hatte. Jene erwähnten neuen Maßregelungen wurden auch hier empfindlich fühlbar — man sah sich von der Kirchenbuße bedroht, man sah, wie man sogar die Besuche der Aerzte am Sonntag unter Controle zu stellen und die Benützung der

Apotheken auf ein Minimum zu beschränken wo nicht ganz zu untersagen versuchte.

Die Wolken drängten und drückten immer schwerer, der ganze Horizont war dunkel. Reizmanns Zustand hatte sich so weit gebessert, daß man mit ihm eine Art von Verhör anstellen konnte, in Folge dessen die Untersuchung gegen jenen Stallbedienten wirklich ernster betrieben wurde, und mit dem man auch wohl in Verbindung bringen mußte, daß eines schönen Morgens Reigenbachs Suspension und Verhaftung zu einer kaum noch überraschenden Thatsache geworden war. Es schlossen sich dunkle Gerüchte von allerlei bedenklichen Vorgängen in den höchsten Kreisen an, von stets sichtbarerer Unfähigkeit, Rathlosigkeit, planlosem Hin- und Herschwanken, von der schlimmsten Launenhaftigkeit und Gereiztheit, von einem kaum noch verhehlten wirklichen Zerwürfniß. Es sollte auch mit der alten Herzogin-Mutter zu den peinlichsten und rücksichtslosesten Erörterungen gekommen, und Prinz Arthur seiner Verweisung nach Hindenburg nur dadurch entgangen sein, daß er erklärt hatte, er werde die Gewalt abwarten und dieser allein sich fügen.

Dazu hieß es, daß die Kammerfrau Therese seit

Kurzem in höherem Vertrauen stehe als jemals früher, und daß die Herzogin gegen ihre sämmtlichen Damen, sogar gegen die Gräfin Derffen und vor allen gegen Hermine die höchste Kälte zeige, — Letzteres um so auffälliger, als die gnädige Gesinnung für Eugen sich tagtäglich unverhohlener offenbaren sollte. Bei diesem „hieß" und „sollte" blieb es jedoch bei all solchen Gerüchten, denn so wenig man sich auch am Hofe von der das Land erfüllenden Unruhe anfechten und in seinem Vergnügen stören ließ, hatte man sich doch in einen bei weitem engeren Kreis zusammengezogen, der sich schier hermetisch abschloß und aus dem nichts Bestimmtes mehr herausklang. Selbst durch die Hofbedienten erfuhr man nichts mehr.

Um so freier wurde der Raum für Gerüchte aller Art, und um so peinlicher wurden diese so ganz unnatürlichen Zustände für alle Diejenigen im großen Publikum, welche in jenen Kreisen noch irgend Jemand hatten, der ihnen am Herzen lag, — wir brauchen dem Leser hier wohl nicht erst die Morder'sche Familie vor allen zu nennen, welche sich von den geliebten jungen Freunden innerlich und äußerlich getrennt fand und ihnen doch nicht zu entsagen vermochte. Sollten denn auch sie in den Zusammensturz

hineingerissen werden, der immer unaufhaltbarer schien und alles Bestehende zu vernichten drohte? Jetzt erkannten sie wohl, die beiden wackeren Alten, daß sich die Kinder nicht aus ihrem Herzen hatten reißen können, und daß ihr Tadel jetzt, wo die Gefahr anscheinend stets näher rückte, nicht Stand hielt.

Man hörte von Beiden jetzt wenig, Hermine hatte eine zweite Collegin erhalten, hieß es, in der Person der hübschen, aber hochmüthigen Flora von Werner, welche im Sommer zu einem jener „Zauberfeste" in Desirade zugelassen war und der Herzogin auf irgend eine Weise zu gefallen gewußt hatte; gegenwärtig stand sie in höchster Gnade, und man durfte schon daraus schließen, daß Hermine von der alten Gunst verloren habe; die beiden jungen Damen hatten nie harmonirt. Aber auch von Eugen war nur selten die Rede. Man hörte seinen Namen neuerdings in ernsten Angelegenheiten fast gar nicht mehr als den eines Betheiligten nennen; der Adjutant schien vor dem Kammerherrn und beiden Herrschaften willkommenen Gesellschafter stets häufiger das Feld räumen zu müssen, und man durfte doch wieder zweifeln, ob all die neueren Mißgriffe von ihm gebilligt würden.

Es war wohl ein Glück, daß die beiden Alten wenigstens den Erhard noch um sich hatten. Er wußte und erfuhr auch in dieser traurigen Zeit mehr als die meisten Andern, ohne daß man selbst jetzt jemals recht begriffen, woher und von wem — denn er war im Grunde um vieles arbeitsamer und weniger zerstreut als vordem, und von einem lustigen Umhertreiben und Nachtschwärmen war kaum noch die Rede. Auch war er denn doch sichtbar ernster geworden, stetiger und auch wieder milder, ohne darum seiner Munterkeit, seinen übermüthigen Einfällen, seiner leichtherzigen Lebensauffassung freilich für immer Valet gegeben zu haben. Nur wußte er sich mehr der Stunde und den Ereignissen anzupassen, hätte man sagen mögen, und haschte nicht mehr überall nach der scherzhaften Seite.

Dennoch meinten die Großeltern ihn noch niemals so wirklich nachdenklich und ernst gesehen zu haben, wie heute, da er ausnahmsweise zum sogenannten zweiten Frühstück droben im Familienzimmer erschien. Er antwortete auf die Fragen der Alten und hatte auch wohl eine eigene Bemerkung, ein scherzhaftes munteres Wort, allein wie das klang, und wie er da aus den braunen Augen hervorschaute,

hätte man glauben mögen, daß ihn dabei nur die alte lange Gewohnheit beherrschte und leidlich im Gange erhielt, während er im Innern fern war von dem behaglichen Gemach, dem sauber gedeckten, mit allerhand guten Dingen besetzten Tisch.

Als die beiden Alten, nachdem ihr Sohn sich bereits wieder entfernt hatte, mit ihm allein waren und auch ihn schon sein Messer am letzten Stück Brod abwischen sahen, sagte der Commerzienrath in seiner ruhigen Weise: „wenn Du an die Bremer Affaire kommst, so vergiß nicht, was ich Dir gestern sagte. Du kannst es gar nicht ernst genug machen und brauchst sie nicht im entferntesten zu schonen. Dies muß ein Ende nehmen.“

Erhard schaute offen zu dem alten Herrn auf, der vor ihm stand, und erwiderte unbefangen: „entschuldige mich, Großpapa — ich muß einen nothwendigen Gang machen und habe daher Reuter mit der Sache beauftragt, er kennt unsere Intentionen und wird Dir den Brief noch besonders vorlegen.“

„Ist mir aber doch nicht lieb,“ sagte der Greis, seinen Gang durch das Gemach wieder aufnehmend — er selbst frühstückte in dieser Stunde nicht, sondern brachte dieselbe nach alter Gewohnheit nur im

Kreise der Seinen zu, rauchend, plaudernd, vor allem aber auf und abgehend, zumal wenn ihn, wie eben jetzt, ein Unwohlsein von der nothwendigen Bewegung im Freien abhielt.

„Ich kann's leider nicht ändern," erwiderte der Enkel die Achseln zuckend und indem er die Serviette zusammenlegte.

Frau Elisabeth hatte ihn bisher schweigend beobachtet, denn sein Wesen war ihr noch mehr aufgefallen als den Andern. Jetzt aber, da sie die Bemerkung des Gatten und die Antwort Erhards vernahm und aus der Stirnfalte des Ersteren schließen mußte, daß der Einwand ihm nichts weniger als angenehm, — der Commerzienrath verstand, wo es auf die Geschäftsordnung ankam, keinen Spaß — wandte sie sich rasch dem Enkel zu. „Das muß ja ein sehr pressantes Geschäft sein, Kind," sagte sie lächelnd. „Wieder ein Geheimniß?"

Erhard schüttelte leise den Kopf. „Für Andere — besser ja, für Euch gewiß nicht: ich will sehen, Eugen zu sprechen, und ihr wißt, daß das zu späteren Stunden kaum möglich ist."

„Du zu Eugen? Was gibt's? Ist etwas passirt?" rief sie in sichtbarer Bewegung.

Und indem Erhard sich erhob, versetzte er, leicht die Brauen zusammenziehend: „Du kannst Dich beruhigen, es ist nichts, was ihn angeht oder, wie Du denkst, gefährdet. Das Was aber muß ich mir für jetzt noch vorbehalten.“ Und nach flüchtigem Gruß verließ er das Gemach und die bestürzte alte Frau.

„Was um Gotteswillen soll nur daraus werden!“ sagte sie. „Nach der brusken Weise, wie Eugen neulich auf dem Wall ihm ausgewichen, können sie ja kaum im Guten zusammentreffen, Alter!“

Der Commerzienrath ging unverändert seinen Weg über die spitzen Winkel der Teppichrauten entlang, welche er sich ausdrücklich auszusuchen schien, so fest hafteten die Augen darauf. Erst nach einer Weile versetzte er: „und dennoch hoff' ich das, ja noch mehr. Wenn Eugen sich auch dem zu verschließen vermag — dann freilich ist er verloren für uns auf alle Zeit. Und möchtest Du das von ihm, grade von ihm fürchten? Ich — ich habe ihn noch zu lieb dazu.“

Frau Elisabeth fühlte eine Art von innerlichem Beben bei diesen an und für sich so einfachen Worten. Sie hatte es lange aufgegeben zu fragen und zu forschen, denn so wenig sie auch die Zeichen der Zeit

verkannte, gehörte sie doch einer Generation an, deren Frauen sich noch nicht leicht thätig betheiligten an dem was geschah und bevorstand, sondern ihm schweigend in ernster Fassung entgegen harrten. Und der Gatte hatte sie niemals an viel Aufklärungen von seiner Seite gewöhnt — ein Gespräch, wie wir es neulich belauschten, gehörte zu den größten Seltenheiten zwischen den alten Leuten. Sie schloß eben meistens nur aus zufälligen Andeutungen, und was sie eben vernommen hatte, vermochte sie sich nicht anders zu deuten, als daß das Ende immer näher rückte, das Ende, hinter dem auch für sie und die Ihren eine ihr unverständliche Zukunft — vielleicht gab's auch gar keine! — lag.

Inzwischen hatte Erhard schon das Haus verlassen und war die Marienstraße entlang gegangen, ohne sich durch die ihm mehrfach begegnenden Bekannten aufhalten zu lassen. Denn es war lebhafter als je in der Straße, obgleich kein Markttag die Leute dahin zog. Ueberall stieß man auf Menschen, welche sich mit ernster Miene unterhielten und Nachrichten austauschten, hie und da zeigte sich auch eine größere Gruppe, und man sah es allen an, daß sie zu dieser ungewohnten Stunde ihr Haus und Geschäft nicht zum

müßigen Plaudern verlassen hatten. Man spürt' es wohl, daß die Stadt voll Aufregung, und sie hatte ein Recht dazu. Denn während der Nacht waren die Nachrichten von den Münchener Cravallen eingetroffen, welche die Regierung zwangen, den Forderungen des Volks nachzugeben, — das erste, wirkliche Aufbrausen der kommenden gewaltigen Sturmesflut. Und dazu klangen die Meldungen aus dem Oberland immer drohender: der Aufstand nahm augenscheinlich eine andere Färbung an und an der Grenze sammelten sich die —schen Truppen stets offener, während von der einheimischen Regierung, so viel man bemerken konnte, gegen dies alles noch immer keine ernsten Maßregeln getroffen wurden.

Die Witterung aber begünstigte die Aufregung, welche die Stadt erfüllte, und die Menschen aus ihren Häusern trieb. Der Winter hatte schon Abschied genommen und eine weiche Frühlingsluft strich durch die Gassen und ließ in den Gärten und auf den Promenaden bereits die Knospen sich schwellend regen.

Zum Schloß ging Erhard allerdings, aber den „Pavillon" suchte er nicht auf, sondern betrat den Westflügel durch eine kleine Nebenthür, welche sich

wenig benützt gegen den gleichfalls nur spärlich begangenen Theil der hier entlang ziehenden Promenaden öffnete. Da trat er hinein und fand sich von einem alten steifen Diener empfangen, der auf ihn gewartet zu haben schien und, nach einer gewissen mißtrauischen Musterung, die schmale Treppe vor ihm hinaufging. Droben hieß es kurz: „ablegen," — und darauf fand Erhard sich in ein kleines Zimmer hineingeschoben mit der ebenso lakonischen Weisung: „warten." —

Die Geduld des jungen Mannas wurde indessen auf keine lange Probe gestellt, denn die eine Thür hatte sich kaum geschlossen, als eine andere, gegen die inneren Schloßräume zu, sich öffnete und die noch immer nicht ganz verfallene Gestalt des Oberstallmeisters Baron von Rautenstein — vordem hieß er einmal der „schöne" Rautenstein! — erscheinen ließ.

Wir wissen schon, daß man bei der alten Herzogin in gewisser Weise und zumal zu diesen Tagesstunden ihrer Frühaudienzen auch äußerlich ziemlich sans façon zu leben pflegte. Herr von Rautenstein war daher auch selbst in einer Art von bequemem Morgenanzug und nahm an der sauberen, aber frei-

lich keineswegs hofmäßigen Kleidung Erhards keinen Anstoß, obschon er die Erscheinung des jungen Mannes durch seine Lorgnette sorgfältig in Augenschein nahm.

„So so, mein lieber junger Mann," sagte er darauf, „also Sie sind der Morder junior, der — ha ha!" und er lachte ein wenig, — „der Sausewind und Springinsfeld — bitte, 's ist nicht bös gemeint, contrair! Wir sind auch einmal jung gewesen! Also Sie sind's und so pünktlich — freut mich! 's ist immer ein gutes Zeichen für einen von euch Jungen und unsere alte Hoheit versteht's zu würdigen. Kommen Sie aber, daß sie nicht ungeduldig wird."

Sie gingen durch verschiedene Gemächer und Corridore und der alte Herr plauderte fort: „Was sind das für Teufeleien im Lande!" sagte er; „lauter dnmme Streiche! Kann man ja den Menschen nicht verdenken, wenn sie auch auf Dummheiten gerathen. Und nun gar diese — diese — ohne Kopf, Herz und Ehre, die sich da dem —schen Hofe in die Arme werfen, den sie vorm Jahre in den tiefsten Abgrund verwünschten! Wenn das Herzog Friedrich wüßte, er drehte sich im Grabe um! — Still, da sind wir.

Kommen Sie nur mit — ohne Meldung, Hoheit sind da. Courage mein Lieber!"

Sie traten in ein kleines, mit — wenn auch veraltetem Comfort ausgestattetes, warmes, helles und behagliches Gemach. Die Thür zu einem größeren Zimmer stand geöffnet und in der Nähe derselben zeigte sich die starke, nur wenig gebeugte Gestalt der Herzogin Friederike in der gewöhnlichen dunklen Toilette, wie sie dieselbe schon seit vielen Jahren trug, und das Haupt mit einem Hut bedeckt, — selbst für Jemand, der sie und ihre Gewohnheiten nicht kannte, ein bei weitem ehrwürdigerer als seltsamer Anblick.

Sie hielt eine Uhr in der Hand, die sie jetzt in den Gürtel schob, während sie zugleich in das kleine Gemach hereintrat. „Präcise wie sein Großvater — 's ist was werth, wenn man von alten guten Leuten herkommt!" sprach sie, leicht mit dem Haupte nickend. „Rautenstein — es bedarf keiner Vorstellung, ich kenne den da schon lange! — Geh' Er nur hinein und explicir' Er's der Excellenz, wie es sich nicht anders thun ließ. Bleib' Er aber da." Und nachdem der Cavalier im Nebenzimmer verschwunden war, wandte sie sich gegen Erhard; der

Blick des großen blauen Auges überflog ihn scharf prüfend und sie sagte: „also Er ist der junge Mor- der, von dem man sich so viel Streich' und Histör- chen zu erzählen wußte? Na, man sieht's Ihm ein bischen an, mein' ich. Aber Sein Großvater hat mir einmal gesagt, daß Er auch gesetzt sein könne und ganz klug, — wie ist's? Ist's heut ein guter Tag?"

Erhard konnte ein Lächeln nicht ganz unter- drücken, denn wie die alte Dame ihre Worte sprach, verloren sie alles, was den Angeredeten hätte ver- letzen können. „Hoheit wollen vor allen Dingen glauben, daß ich nicht keck genug bin, über mich selbst zu urtheilen," erwiderte er munter. „Wer ist seiner jemals sicher?"

Sie lächelte gleichfalls. „Er ist ein Schelm, weiß ich, mit dem Niemand fertig wird. Aber kom- men wir auf meinen Zweck bei Seiner Berufung. Sein Großvater, mein alter Commerzienrath, ist in die Stube gesprochen, hör' ich, — mir geht's auch so — hätte mir hier aber auch kaum nützen können. Er hat mir 'n mal gesagt, daß Er mit dem Erdmann Löwenberg gut bekannt und noch in Correspondenz sei — hat mit ihm studirt, glaub' ich? Sag' Er

mir denn 'mal, was weiß Er jetzt von ihm? Wo steckt er? Was treibt er? Weßhalb kommt er gar nicht her? Ich hab' ihn nicht gesehen, seit er vor zwanzig Jahren — oder ist's schon länger? — mit seinen seligen Eltern hier war. Es war ein schmächtig Bübchen und still. Wie ward er?"

„Wenn Hoheit mich nicht für Partei halten wollen — ich hab ihn sehr lieb! — so muß ich sagen: ich achte und ehre ihn am höchsten von allen, mit denen ich jemals verkehrt habe," versetzte Erhard, dem scharfen Blick der hohen Frau offen begegnend.

„Das ist ein gewaltig Lob von einem Menschen über den anderen! Und wodurch hat er's verdient?"

„Durch alles, was ich von ihm kennen lernte, Hoheit. Er hat mir ein großes Vertrauen geschenkt, — ich glaube nicht, daß es einen Zug in ihm gibt, der mir unbekannt geblieben wäre."

Sie schüttelte den Kopf. „Ihr seid nicht lange zusammen, sondern lange auseinander gewesen. Der Mensch ändert sich."

„Gestatten Hoheit, daß ich entgegne: Graf Erdmann schwerlich. Er war damals schon ein fertiger

Mensch und Charakter. Ueberdies sind wir uns im vorigen Winter begegnet uud auch niemals ganz außer Verbindung gekommen. Ich fand ihn stets als den Gleichen."

„Er gleicht seinem Bruder — dem Valer, mein' ich?"

„Gar nicht, weder äußerlich, noch innerlich."

„Hat er Ehrgeiz?"

„Ich fürchte, zu wenig, Hoheit. Er ist zufrieden in seiner Stellung und bei seinen Beschäftigungen."

„Und die sind? Ich fragte schon darnach."

„Er ist eifriger Landwirth und hat viel für seine Güter gethan — er besitzt seiner Mutter reiches Erbe. Dann liebt er die Naturwissenschaften und hat in dieser Richtung seine großen Reisen gemacht und sehr bedeutende Sammlungen zusammeugebracht. Bei deren Ordnung traf ich ihn vor dem Jahre in Berlin."

Die alte Herzogin schüttelte den Kopf. „Das würden für manches Auge doch nur Nebendinge und Zerstreuungen sein. Die Zeit, die wir erleben, rückt uns Anderes nahe, verlangt Anderes von uns."

„Hoheit, wenn sie's von ihm fordert, wenn sie

seine Fähigkeiten, seine Kraft in Anspruch nimmt, wenn er weiß, wo und wie er nützen, helfen, retten kann, ohne ein fremdes Recht zu verletzen, so wird er's nicht an sich fehlen lassen — er kann und wird ihren Forderungen genügen."

Sie schaute ihn durchdringend an, da sie sagte: „ohne ein fremdes Recht zu verletzen? Er ist also sehr gewissenhaft."

„Ja, Hoheit — ich möchte sogar sagen: er denkt so zart, daß es unter Umständen zum Fehler werden kann. Allein er ist auch zu einsichtig, um nicht zu begreifen, wo ein fremdes Recht zum Unrecht wird, und wo sein eigenes zur Geltung, zum Vorzug kommen muß — spät vielleicht, aber gewiß nicht zu spät."

Die Herzogin erhob sich von dem Stuhle, auf den sie sich beim Beginn dieses Gesprächs gesetzt, und ging mit gedankenvoller Miene ein paarmal leise hin und her. Endlich blieb sie wieder in Erhard's Nähe stehen, und indem das große Auge ihn mit seiner vollen Gewalt traf, sagte sie plötzlich: „weshalb kommt er gar nicht zu uns? Er könnt' es wissen — er sollt' es wenigstens —, daß wir keinen

Ueberfluß an ehrlichen Herzen und klaren Köpfen haben."

Erhard zuckte unwillkürlich die Achseln. „Hoheit wissen das sicherlich besser als ich."

Das Auge blitzte ihn von neuem an. „Er meint, weil der Graf keinen Zuständen und Einflüssen begegnen will, die er weder billigen noch brechen kann? Das könnte doch nur von der neueren Zeit gelten. Und ich meine, dennoch, ja grade darum wäre hier sein Platz. Ich wiederhol's, wir haben keinen Ueberfluß an ehrlichen, festen Herzen. Es könnte eine Zeit kommen, wo seine Gegenwart sehr erwünscht wäre, vielleicht nothwendig, und dann — wer kennt ihn, wer hat Vertrauen zu ihm? Man sollte ihn veranlassen, herüber zu kommen, und zwar bald."

Und wiederum begegnete sein Aug' mit offenem, festem Blick dem ihren, indem er leise sagte: „Hoheit, ehrlich gestanden, dachte auch ich so und erlaubte mir ihn dazu aufzufordern, — nicht einmal, sondern schon mehrfach, nicht gestern erst, sondern schon seit lange."

„Und er?" fragte sie lebhaft.

„Er hat sich entschieden geweigert, bis in die neueste Zeit. Erst auf das, was ich ihm in den

letzten Wochen an's Herz zu legen hatte, wurde er ersichtlich schwankend, und wenn er von unsern jetzigen traurigen Zuständen erfährt, hoffe ich, daß er nachgeben wird. Es müßte denn sein, daß er so gut wie andere vor gewissen Aussichten —"

Er beendete seinen Satz nicht, da die Herzogin sich abwandte und von neuem ein paarmal gedankenvoll auf und nieder ging. Und wieder blieb sie mit unerwarteter Wendung vor ihm stehen, und sagte wieder so plötzlich, daß es ihn beinah überraschte: ‚Apropos, der Graf soll in * * sehr beliebt sein. Hat Er von dem Gerücht gehört, daß Prinzeß Karoline, die Braut unseres seligen Eugen, darin den Ihren freundlich beistimmt?"

„Ich darf Hoheit zu meiner unendlichen Freude sagen, daß es kein Gerücht, sondern Gottlob die volle Wahrheit ist. Diese Verbindung muß dem Grafen und allen, die es wohl mit ihm meinen, wie der höchste Segen erscheinen. Sie wird ihm das ganze Land zu Freunden machen und ihm das Vertrauen aller gewinnen."

Durch das alte strenge und stolze Gesicht flog es wie eine Art von Leuchten, und sie sagte

auch hörbar freundlich bewegt: „ist das wirklich gewiß?"

„So schrieb mir der Graf vor etwa acht Tagen schon," erwiderte er, selbst bewegt; „es sollte mich wundern, wenn Serenissimus nicht bereits die offizielle Anzeige erhielten, und daß Hoheit noch nicht davon erfuhren —"

Eine ziemlich ungeduldige Handbewegung ließ ihn abbrechen, und dann sagte sie auch: „laß Er das nur gehen, davon versteht Er nichts, mein lieber Morder. — Da die Sachen so stehen," fuhr sie fort, „und andere Urtheile mit dem Seinen völlig übereinstimmen, so frage ich: wär's nicht am besten, man ließe das Briefschreiben — es hält nur auf, läßt manches unklar und ist auch sonst so eine Sache —, und machte dem Grafen einmal gründlich und mündlich klar, wie es hier steht, was man von ihm erwartet — vielleicht fordert, was sein Recht und seine Pflicht? Ich brauche mich nicht weiter gegen Ihn zu äußern, wir verstehen uns, glaub' ich, wie ein paar ehrliche Menschen sich immer verstehen werden, die es gut mit ihrem Vaterland und ihren Mitbürgern meinen. Kurz, so sollt' es sein, denke ich. Und es müßte Jemand sein, der hier völlig Bescheid weiß,

der des Grafen Vertrauen und Einfluß auf ihn hat, durch den das Ding obendrein nicht an die große Glocke gehängt wird. Er soll kommen, bald, sehr bald, nicht als Intriguant, nicht als Factionair, contrair als ein Halt und Schirm gegen dergleichen, sei's nach oben, sei's nach unten; als das Licht, zu dem man sich aus Nacht und Irre zusammenfindet; als der Mann, der da und bereit ist, wenn —" Sie brach ab.

Erhard neigte sich bewundernd vor der alten Frau, in der er, wie die meisten, solche Gedanken und Anschauungen am wenigsten vermuthet hatte. „Hoheit!" sagte er voll tiefer Empfindung.

Sie winkte mit der Hand. „Laß Er das gehen; ich bin wie ich bin. Wir müssen zum Ende kommen, meine Zeit ist um. Nur Eins muß Er glauben, daß ich nicht aus Laune, aus Rache gar spreche und denke wie Er's gehört hat, sondern weil ich unser Land lieb habe und sein Glück will. Genug, Er muß es nun schon wissen — Er selber, mein lieber Morder, wäre der rechte Bote. Was meint Er?"

Erhard ließ eine lange Pause vergehen, bevor er, aus tiefem Nachdenken aufblickend sagte: „wenn ich ihm nur etwas Bestimmtes über die — Hoffnungen

sagen könnte, die man sich seit einigen Wochen zuflüstert. Darüber wird er vor allem Sicheres wissen wollen —"

Sie fuhr auf und ihre Brauen zogen sich fester zusammen. „Hoffnungen — die der Herzogin, meint Er? Ist denn diese Tolleit wirklich in's Volk gedrungen? Es ist ja kein wahres Wort daran, sondern eine reine Nichtswürdigkeit, um die sie mich dauern würde, wenn man sie nicht den Menschen durch all die dummen Streiche selbst möglich gemacht hätte! Es hat obendrein von dem miserablen Gesindel nicht einer die Courage gehabt, ihr davon zu sagen, bis ich ihr gestern Abend ein Licht anzündete und ihr zugleich auch die vermuthliche Quelle und den etwaigen Doppelzweck nannte, 's ist eine Nichtswürdigkeit, sage ich. Und ebenso ist's mit dem Präsidenten Reigenbach — was der sonst für Streiche gemacht, das weiß ich nicht, — allein das mit dem Reizmann, dem alten liederlichen Burschen — sieht Er, mein lieber Morder," brach sie ab, sie hatte sich wieder niedergelassen, und wie sie sprach und dabei blickte, das zeigte deutlich genug, daß sie nicht mehr an die vergehende Zeit dachte, sondern in's Plaudern gerathen war, wie ernst auch der Stoff; — „sieht Er, mein lieber Morder, ich kann's den Menschen

nicht verdenken, denen hier bei uns nicht und denen bei Euch draußen nicht, wenn sie rabiat und confus werden, es geht dort droben toll zu und alles wild durcheinander, keiner weiß, was er will, wo er eigentlich steckt, wie im wilden Walde ohne Weg und Steg. Aber die Mittel, mein lieber Morder, die sie dagegen brauchen, die sind aus des Teufels Küche, sag' ich Ihm — na, Er weiß das besser als ich."

Erhard schüttelte leise den Kopf, doch nicht zur Verneinung, denn er erwiderte nach einer Pause: „da haben Hoheit leider Gottes nur gar zu sehr recht, unser armes Löwenberg ist ein Deutschland im Kleinen; die Menschen laufen und schreien, was sie können, aber zusammen kommen sie dennoch nicht, und der Herr von Hellenberg —"

„Schweig' Er mir von denen!" unterbrach sie ihn lebhaft.

„— weiß ebenso wenig, wohin er läuft und was er schreit, als der Buchbinder Sparmann, der alte Stockholmer Narr, oder der Professor Lehmann, der im Wochenblatt die englische Constitution unser höchstes Ziel und unsere einzige Rettung heißt." Und da die alte Dame lächelte, denn Erhard brachte das alles komisch genug vor, fügte er plötzlich ernster

hinzu: „Das mit dem Präsidenten und dem Reizmann aber, Hoheit, das muß ich leider anders ansehen, obgleich unser Gerichtsverfahren uns ja nicht die leiseste Einsicht gewährt und daher jedes sichere Urtheil uns fast unmöglich macht. Wie viel an den Vergiftungsgerüchten ist, weiß ich nicht, — mein Großvater rieth dem Alten von all solchen Schritten ab und die Aerzte leugnen bestimmt, daß ein Verbrechen geschehen. Allein daß irgend etwas passirt sein muß — Hoheit, greift man ohne besondere Veranlassung zu Mitteln, wie der Mordanfall auf den Alten —"

„Er glaubt, daß der Präsident dabei betheiligt?" fiel sie lebhaft ein.

„Im Publikum bringt man seine Verhaftung mit Aussagen des Stallknechts in Verbindung. Die schlechte Verwaltung, die Diebereien, die Unterschleifs-Affairen hätte man schon zu unterdrücken versucht, sagt man, und würd' es noch versuchen, da gar zu hohe —"

Sie stand auf und machte ein paar Schritte gegen das Fenster zu. „Es ist schlimm," murmelte sie, „es ist schlimm!" Und sich gegen ihn zurück wendend, sprach sie in einem beinah gepreßten Tone

weiter: „wir müssen enden. Also in Betreff des Punktes kann Er den da drüben beruhigen — reise Er, reise Er bald! Laß' Er ihn kommen — sehr bald. Er muß hier sein, er muß sich umsehen, er muß sich zeigen und durch sein Beispiel wirken, die Verirrten sich sammeln lassen.“ —

Sie winkte gnädig mit der Hand; aber noch während Erhard's Verbeugung sagte sie wieder: „halt, Eins weiß ich doch noch für Ihn. Die beiden Stillberg sind Euch lieb und bekannt gewesen. Der Oberstlieutenant, wie er jetzt heißt, geht mich nichts an — mag er für sich selber stehen; aber das junge Mädchen dauert mich: ich habe von ihm gehört, was ihm zur Ehre gereicht und zeigt, daß es Ehre und Herz in sich hat. Und nun hört' ich auch, daß man sie bei jener — Nichtswürdigkeit, Er weiß ja! — in's Auge gefaßt hat. Es kann ihr schlecht gehen, und der Bruder —“

Sie hielt inne und sah sich um, an der Thür stand Excellenz Lohr in allereigenster Gestalt und Haltung und sagte, mit geringschätzendem Blick über Erhard hinstreifend und vor der Herzogin sich mit einem mißbilligenden verneigend: „Hoheit befahlen, daß eine etwaige Mittheilung der Königlichen Hoheit

Allerhöchst Ihnen augenblicklich gemeldet werden sollte. Fräulein von Stillberg wartet —"

„Na, Excellenz, Ihr wißt, das müssen wir alle 'n mal," unterbrach die Herzogin sie mit einer Art von Schmunzeln, denn die Blicke waren ihr nicht entgangen. „Laßt Fräulein von Stillberg eintreten — ich werde sie hier empfangen. Ich bin fertig." Und nachdem die Excellenz zurückgerauscht, sprach die alte Dame rasch und leise zu Erhard: „bleib Er noch einen Augenblick da, — ich möcht' gern' was sehen. Dann geht Er — es bleibt, wie wir abgemacht. Laß Er mich nicht ohne Nachricht und wende Er sich nur an Rautenstein."

Als Hermine eintretend sich von der tiefen Verneigung aufrichtete, und die Augen erhebend, Erhard erkannte, glitt ein glühendes Erröthen über ihr bleich und ein wenig mager gewordenes Gesicht und sie schien unwillkürlich einen Schritt zurück machen zu wollen.

Herzogin Friederike sah Beides sehr wohl. „Erschreckt nicht, mein Fräulein," sagte sie mit einem leise spöttischen Zug um die großen Augen und den kleinen eingesunkenen Mund; „Ihr kennt ja den

Herrn von Alters her, denke ich, und er geht auch schon."

Und da erhob Hermine den Kopf und sprach mit bewegter Stimme: „gestatten mir Hoheit die Erfüllung einer Pflicht, die ich nur allzulange versäumte!" Sie trat rasch auf Erhard zu, sie gab ihm die Hand. „Erhard, grüßen Sie die lieben Großeltern von mir — ich komme selbst, so bald ich kann! Sie sollen mir verzeihen — ich bin leider selten frei — aber ich habe sie so sehr lieb!"

„Sieh da, sieh da!" sagte die alte Herzogin sehr freundlich, „so mag ich's leiden! Ja ja, Kindchen, die alten Freunde bleiben doch die besten! — Grüß Er die Alten auch von mir, mein lieber Morder, und vergeß' Er nicht, es bleibt, wie wir abgemacht haben." —

Die leichtherzige und sorglose Natur des jungen Mannes wich vor den Angriffen, die sie täglich zu erleiden hatte, immer weiter zurück: er ging noch stiller den Heimweg, als er vor einer Stunde den Herweg zurückgelegt, und an seinen wirklich gehegten Vorsatz, Eugen aufzusuchen, dachte er nicht mehr. Was war das, was mußte da geschehen sein? Es war noch keine acht Tage her, daß er Herminen begegnend, ihr

Auge kalt und hochmüthig an sich vorübergleiten gesehen — und nun? —

Er sollte nicht zur Ruhe kommen, denn ein Billet, das er daheim auf seinem Pulte fand, lautete:

„Alles angeblich nicht wahr. Gestern Abend Entdeckung durch die H. M. — S. ganz außer sich. Verdacht scheint sich auf die Kl. lenken zu wollen. — Das und Theresens Mittheilung vielleicht ein Schlüssel? — Ich muß Sie sehen." —

Erhard blieb trotz der drängenden Arbeit nicht an seinem Pult, sondern ging mit dem Billet in der Hand rasch in das Zimmer seines Großvaters. Was er dort mit dem alten Herrn verhandelte, erfuhr selbst Frau Elisabeth nicht, die mit der Ankündigung des Mittagsessens eintreten wollte und von dem Gatten zurückgewinkt wurde. Erhard kam auch nachher mit dem Großvater nicht zu Tisch, sondern schrieb an seinem Pult jetzt eifrig und über eine Stunde. Und nach einer weiteren Stunde reiste einer der älteren Commis mit Extrapost ab — zur nächsten Eisenbahnstation.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Neue Gewitterschläge, welche unparteiisch auf Gerechte und Ungerechte treffen.

Wenn wir unter dem S. des vorigen kleinen Billets etwa Serenissima verstehen, wie die Herzogin bekanntlich von diesem und dem in der Stille genannt wurde, bezeichnete das „ganz außer sich" einen Zustand, den wir in Ansehung dessen, was vorgegangen sein sollte, am Ende wohl einen ganz gerechtfertigten heißen müssen, wenn auch die Umgebung der hohen Frau dadurch nicht wenig überrascht und bestürzt wurde. Denn die Sage oder, wenn man lieber will, die Verheißung hatte sich selbst in diesen Kreisen so festgesetzt, daß kaum noch Jemand an der Wahrheit zweifelte, obgleich jede offizielle Ankündigung ausblieb und von denen, welche doch eingeweiht sein mußten, keine Bestätigung zu erlangen war.

Der Letzteren waren freilich wenig genug, da man von ihnen auch noch die beiden Hofärzte abrechnen mußte, welche noch bis in die letzten Tage auf gelegentliche vorsichtige Fragen unumwunden erklärt hatten, daß sie bisher nicht zu Rath gezogen seien. Von den Damen des Hofes stand der Herzogin augenblicklich keine einzige mehr recht nahe; seit der Rückkehr von der Degenberger Reise hatte die hohe Frau nicht bloß gegen Hermine, sondern auch gegen die Gräfin Derffen eine steigende Kälte gezeigt, und selbst Fräulein von Rausnitz, welche seit Jahren schon ihrer Gebieterin treu zur Seite gestanden, fand sich seit einiger Zeit zurückgewiesen, — bei Hofe flüsterterte man sich zu, seit sie Eugen Stillberg's Werbung mit einem Korbe beendigt hätte. Leonie Hellenberg war verwiesen, Madame Gauche zeigte sich fast gar nicht mehr, und die übrigen, meistens erst neuerdings herangezogenen mochten der Fürstin aus diesem oder jenem Grunde wohl willkommen sein, traten ihr jedoch niemals eigentlich nahe.

So blieben denn — der Herzog selber war begreiflicherweise außer Frage — streng genommen nur der Staatsminister übrig, der aber seinem Vertrauten

nicht verhehlte, daß er ebenso wenig wie irgend ein Anderer wisse, und die beiden Kammerfrauen, welche sich jetzt in den nächsten Dienst theilten: Therese Herzog und eine andere, die seit der Rückkehr von Desirade plötzlich aufgetaucht war und nun den sogenannten Nachtdienst übernommen hatte — man bemerkte es sehr gut, daß Therese, trotz der wiedergewonnenen Gunst, nach der Abendtoilette nicht mehr vor der Herzogin erschien. Von diesen war die Neue völlig stumm und unzugänglich; Therese aber zeigte — wiederum trotz ihrer Wiederanstellung — eine nichts weniger als freundliche Laune und hatte für gelegentliche, auch noch so vorsichtig und schmeichelnd gestellte Fragen theils entschieden abweisende, theils sehr unklare Antworten, niemals aber ein zustimmendes Wort gehabt.

Es war ein halb seltsamer, halb kaum noch erträglicher, für manche fast lächerlicher, für andere aber auch sehr bedenklicher Zustand, und dies alles um so mehr, als die Herzogin nach der Meinung aller doch längst davon unterrichtet sein mußte, daß das Geheimniß kein Geheimniß geblieben, und sich dennoch zu keinen Offenbarungen herbeiließ — fand hier wirklich eine jener schmachvollen Erklärungen ihre

Anwendung, fragte man sich, wie sie in gewissen Kreisen umliefen, oder erging es der hohen Frau, wie man es wohl zuweilen beobachten kann? Die endliche Erfüllung eines solchen langjährigen heißen, vergeblichen Wunsches durchbebt selbst ein starkes Herz nicht selten mit süßer Scheu und Scham und läßt es zurückschrecken vor jeder Mittheilung des Glücks, dessen Größe so wenige dem eigenen Herzen nachzufühlen vermögen.

So oder so aber war dieser Zustand nur ein weiteres Gewicht, das auf die Stimmung der Hofkreise drückte, welche seit den Ereignissen und Begebenheiten der letzten Wochen, den Nachrichten von der Grenze und aus dem Gebirge, den zahllosen Inconvenienzen in Stadt und Land und selbst in der Residenz, der Reizmann-Reigenbach'schen Angelegenheit und vor allem Anderen — den Verhaftungen und Ausweisungen — täglich eine trübere und sorgenvollere geworden war. Nun freilich hatte die Rücksichtslosigkeit oder, wie Andere aufathmend sagten, der Muth der alten Herzogin Mutter dem Dinge ein Ende gemacht und den schweren Bann gelöst — allein, ob zum Glück, das war eine andere Frage. Die Wirkung auf Herzogin Leopoldine war eine so

erschreckende gewesen, daß man sich der schlimmsten Folgen gewärtig halten zu müssen glaubte. Man hatte die hohe Frau niemals so gesehen, noch nie so leidenschaftliche, drohende Worte von ihr vernommen. Wehe, wenn es jemand gab, auf den dieser Zorn sich entladen konnte!

Denn er beherrschte die Herzogin noch im vollsten Maße, ja vielleicht noch tiefer und gefährlicher als im ersten Augenblick, als sei ihr nicht das Schmerzlichste, sondern das Entwürdigendste und Beleidigendste geboten worden, was es für Herz und Gemüth einer Frau geben kann. Es lag eine finstere Drohung auf ihrer Stirn und ein dunkler, heißer Zorn in ihrem Aug'; ein fieberhaftes Roth bedeckte ihr Wangen, und wenn dergleichen möglich wäre, hätte man glauben mögen, diese eine Nacht, dieser eine Tag schon hätten an ihrer Gesundheit, an ihrer Kraft und Schönheit gezehrt, — so scharf und fern von Harmonie trat jeder Zug ihres Gesichts hervor, so hart und starr erschien jede Bewegung, die ganze Haltung der Gestalt, so hart auch, fast rauh klang ihre Stimme — wohl verstanden, wenn dieselbe laut wurde. Es war das seit der Katastrophe freilich fast nur in einzelnen Wörtern geschehen, mit Ausnahme

einer Unterredung, die sie Morgens mit der Herzogin-Mutter gehabt, und einer zweiten gleich nach der Tafel mit dem Staatsminister. Beide waren zeugenlos gewesen und auch von keinem Horcher belauscht worden. Man hatte nur bemerkt, daß die Excellenz nach Beendigung der Audienz leichenblaß und wie völlig erschöpft erschienen war.

In der That, man konnte es der Dame Therese, welche augenblicklich allein bei der Herzogin verweilte, nicht verdenken, wenn sie ungewöhnlich blaß erschien und eine Art von Beben, das ihren ganzen Körper durchdrang, nicht immer zu verbergen im Stande war. Sie hatte nur den allerhöchsten Willen über Gott mag wissen welche Einzelheit der heutigen Soireetoilette erkunden wollen, war aber zum Bleiben befohlen worden und wartete nun schon eine geraume Zeit, ohne den Grund des letzteren Befehls zu erfahren.

Herzogin Leopoldine ging auf und ab, und die über die Brust zusammengelegten Arme — es war dies bei ihr etwas ganz ungewöhnliches — gaben ihrer Haltung etwas noch Starreres und Schrofferes; ihre Augen verließen den Teppich nur, um mit einem düsteren, drohenden Blick durch das weite Gemach

dahinzustreifen, auf der Thür zum kleinen Empfangs-saale haften zu bleiben, als erwarte sie dort Jemand eintreten zu sehen. Allein es kam Niemand.

Es war todtenstill im Zimmer. Nur von Zeit zu Zeit klirrten die hohen Fenster leise von den Regentropfen, die ein stärkerer Windstoß gegen sie warf, und ward auch das dumpfe Brausen der Parkbäume vernehmbar.

„Du bist ja mit dem Menschen näher bekannt gewesen, Therese," sagte die Fürstin mit einemmal — sie machte in der Mitte des Zimmers Halt, ihre Stimme klang, wie gesagt, fast rauh und ihr Auge ruhte dunkel auf der Erschreckenden. „Näher, glaube ich, als Du zu bekennen für gut befunden, und länger, als Jemand geahnt. Schon auf dem Degenberg scheint euer Vertrauen in voller Blüthe gestanden zu haben," fügte sie mit scharfem Hohne hinzu. „Du wirst also am besten über sein Treiben Auskunft geben können."

„Königliche Hoheit!" stammelte Therese bestürzt.

„Sage das nicht nur, sondern denk' es auch! Meine Abstammung und meine Würde muß euch wieder zum Bewußtsein kommen, merk' ich, und will dafür sorgen, daß es geschieht. — Also, ich soll deut-

licher reden. Gut, aber gib acht, ich rede weder, noch frage ich zweimal. Der Minister hat mir vorhin von einer Aeußerung des früheren Präsidenten Reigenbach gesagt, welche den Verhörrichter bestürzte: er habe keine Enthüllung zu machen, da das, was er allenfalls wisse, nicht sein, sondern das Geheimniß Höherer sei. Und — privatim, hieß er das — hat der Unverschämte lächelnd hinzugesetzt, man möge die Sache nicht zu weit treiben, denn er wisse gut genug, daß man dies Verfahren nur des Scheins halber und zur Beruhigung der Aufregung des Pöbels zugelassen habe und ihn nicht im Stich lassen könne noch werde."

„Königliche Hoheit," versetzte nach einer Weile Therese mit schwankender Stimme und scheuem Aufblick, „wenn ich mir darüber ein Urtheil erlauben darf, so kann er dabei gar nichts anderes als den Wahnsinn dieser Anklage und sein reines Bewußtsein im Auge gehabt haben." Und vor dem hohnvollen Auflachen der Fürstin inne haltend, fügte sie nach einer Pause — seltsamerweise jedoch weit sicherer und freier hinzu: „Königliche Hoheit selbst halten es dem Herrn Präsidenten sicher zu gut, daß er sich

des allerhöchsten Wohlwollens und seiner getreuen Dienste —"

„Was sind das für Dienste?" fuhr die Fürstin auf, „was sind das für Geheimnisse, auf die er sich berufen will? Sind die Höheren, wie er zu sagen wagt, vielleicht gar die Gleichen, welche in jener Nacht angeblich seiner in der Garderobe der Herzogin bedurft hatten, während sie in Wirklichkeit im Zimmer der Kammerfrau staken?"

Der Schlag war selbst für Therese zu stark. „Hoheit!" bebte es von ihren Lippen, aber der Blick ihres Auges zeigte freilich weniger Schreck als Tücke und rachgierigen Grimm.

„Vergeßt Euch nicht, Demoiselle Herzog, und verstellt Euch nicht," sprach die Fürstin drohend. „Ich habe Eure Strafe für fühlbar und lang genug gehalten — es scheint, daß ich mich geirrt. Nehmt Euch in acht! Ich will keine Intriguanten und Heuchler. — Dank' es der Erinnerung an Deine langen Dienste, daß ich die Sünderin nicht fortjagen ließ; dank' es meiner früheren Zuneigung, daß ich selbst die Erklärung jener Worte von Dir fordere, bevor ich Dich einem strengeren Frager überlasse. Also was sind das für Geheimnisse, für Dienste?

Der Herzog und ich haben nichts von ihm erhalten als die Berichte über die hiesigen Zustände und Stimmungen. Selbst dieses war kein Auftrag, er bot sich dazu an. Andere Aufträge erhielt er von uns nicht. Er hat vordem dafür seinen Lohn empfangen und ist auch später von uns protegirt worden, obgleich er ein unbedeutender und obendrein gewissenloser Mensch, ohne Takt und Würde oder Kraft. Nun sprich!"

„Königliche Hoheit kannten und gestatteten meinen Verkehr mit dem Herrn Baron," erwiderte Therese in devotem Ton und mit bescheidenem Blick. „Er hatte überall Verbindungen, er besaß eine große Gewandtheit und Erfahrung, er hatte Verehrung und Liebe für Eure Hoheiten und den besten Willen, Ihnen selbst in Kleinigkeiten zu dienen. Er hat mancherlei für uns zu besorgen erhalten —"

„Bagatellen!" sagte die Herzogin wegwerfend.

„Die aber damals und auch später noch werthvoll für uns waren, weil seine Quellen besser als die gewöhnlichen," redete Therese ehrerbietig weiter. „Er negociirte dann auch die Anleihe bei dem Grafen Hellenberg, von der ich ihm gleichfalls die ersten Mittheilungen zu machen hatte. Königliche Hoheit,

er widmete dem hohen Paare auf dem Degenberg die treuste Theilnahme und Liebe, Verehrung und Bewunderung, er seufzte wie ich und alle Getreuen über die traurigen und unwürdigen Verhältnisse, über das jedes treue Herz mit Zorn erfüllende Zurückdrängen Derjenigen, denen der geringste Zufall schon in der nächsten Zeit die Geschicke des Landes anvertrauen mußte —"

„Was soll das Alles?" fragte die Fürstin ungeduldig dazwischen.

„Königliche Hoheit, es war wohl verzeihlich, daß wir in unserer Correspondenz unsere schweren Herzen ausschütteten, uns verständigten über das, was wir hofften und wünschten für Eure Hoheiten, für das arme Land! Wie oft hat Serenissimus, wie oft haben Königliche Hoheit mit Schmerz und Zorn all der unwürdigen Zustände gedacht! Er hat das ja selber gehört und gesehen, wenn er auf dem Degenberg war. Sein Herz, wie das aller Getreuen mußte das nachfühlen, und er wie wir Alle mußten zugestehen, daß diese unseligen Zustände bei der bekannten Stimmung des Erbprinzen sich zu verewigen —"

„Unselige, Abscheuliche!" Es war fast ein Schrei, der sich von den Lippen der hohen Frau losrang,

ihr Auge blitzte vor Schreck und Zorn. „Das! wagtet ihr in uns die Mitschuldigen von Mördern zu sehen?"

„Hoheit, Hoheit, ich flehe Sie an!" rief Therese erschrocken. „Hoheit sehen Gespenster! Es ist ja nie von dergleichen die Rede gewesen, es ist ja nie so etwas geschehen! — Die Aerzte — sogar der alte Sanitätsrath — lachen ja über einen solchen Verdacht! Sie wissen am besten, daß der Erbprinz besser und sicherer, als irgend ein Verbrecher es vermocht, für die — Kürze seines Lebens sorgte — erinnern sich Königliche Hoheit nur! Der Baron theilte mir das mit, sobald er dahinter gekommen, ich durfte seinen Brief Ihnen vorlesen. Sie sagten: „ein treuer Mann, Therese!" — und, Hoheit, ich flehe Sie an um Bewahrung einer solchen, nur gerechten Gesinnung", fügte Dame Therese mit einem Ausdruck der ehrlichsten Offenheit hinzu. „Glauben Hoheit mir, ich kenne den Herrn Baron seit lange und — wie er gegen Andere ist, weiß ich nicht, aber vor mir lag sein Herz offen, und es war nichts darin als Treue, Theilnahme und Verehrung für Eure Hoheiten."

Die Fürstin machte eine wegwerfende Bewegung.

„Und diese Verbindung mit dem Menschen — wie heißt er?"

„Hoheit" — es war wieder der biedere, offene Ton — „ich weiß von den Privataffairen des Barons nichts. Unser Verkehr hat nie einen andern Zweck gehabt als das Interesse, das Wohl unserer Gebieterin, und — mögen Neider und Verleumder es auch versuchen, den Schein gegen uns zu wenden — wir haben nie einen anderen Gedanken, nie einen anderen Stoff zu unseren Gesprächen gehabt. Wir wollten wachen über das Wohl unserer Fürstin! Wir erkannten die Feinde und sahen die Intriguen von Anfang an, — jene Intriguen, die damit begannen, unser erhabenes Fürstenpaar von seinen Getreusten zu trennen und ihm die Falschen nahe zu bringen — Hoheit, ich muß weiter sprechen!" fuhr sie trotz der abweisenden Bewegung der Gebieterin fort. „Mir dreht sich das Herz um, wenn ich daran denke, wie man gegen uns machinirte! Wie fein, frech und heimtückisch zugleich man sein Ziel verfolgte, — damals, als man die Komödie mit der weißen Frau aufführte — o, wir sahen es sehr wohl ein, wie man dabei nicht nur — nein, ich kann das nicht aussprechen, selbst das erklärende Wort wäre eine Beleidi-

gung und ein Verbrechen! — aber wir wußten auch, daß man — sich selbst nicht vergaß! — Aber man sorgte dafür, daß unsere Thätigkeit und Treue vergeblich gemacht, ja gegen uns benützt —"

„Wahre Deine Worte!" rief die Herzogin drohend aus.

„Hoheit — ich klage gewiß keinen Unschuldigen an! Herr von Stillberg wurde benützt — und das ist das Schändlichste! Das grade! — Und man erreicht' es, man wußte die Treuen zu entfernen, damit man immer sicherer vorwärts gehen, sich desto wilder seiner sündhaften Lust überlassen, seine Augen immer höher heben —"

„Therese!"

„Hoheit, ja, sich in das eigenste, stillste Glück Eurer Hoheit drängen dürfe", fuhr die Kammerfrau mit steigender Erregung unaufhaltsam fort. „Es war ihr — ihnen nicht genug — oh, es hängt das alles zusammen", brach sie ab, „und dies letzte — Gerücht, das Hoheit so entrüstete — ich weiß es, wie man's ausbrachte, wie man's auszubeuten versuchte, wie man Notizchen mitzutheilen hatte — oh Hoheit, wir sahen es, welche Schlange Sie an Ihrem Busen —"

„Und ihr ließet mich sie nähren? Und ihr gönntet mir jenen Schlag von gestern Abend?"

„Hoheit!" murmelte Therese in einer Art von vorwurfsvollem Ton, und fügte erst nach einer Pause stockend hinzu: „Hoheit die Herzogin-Mutter durfte freilich sprechen, wo wir schweigen mußten."

Die Herzogin ging im Zimmer auf und ab, die Augen brennend, die Wangen, das ganze Gesicht, bis hinab auf den Hals dunkel geröthet, mit hochwallendem Busen, ja die Finger der herunterhängenden Hand hatten sich zusammengezogen. Es war etwas Erschreckendes in der ganzen Erscheinung, und selbst Therese fühlte eine Wiederkehr des inneren Bebens, das sie beim Anfang des Gesprächs gespürt, und das hohnvolle, triumphirende Lächeln, das hinter dem Rücken der Gebieterin, durch ihre Züge geglitten war, verlor sich rasch in dem Ausdruck einer peinlichen Besorgniß. Wohl dem, der sich davon machen könnte! mochte die würdige Dame denken.

Die Herzogin blieb stehen. „Sieh nach, wer draußen ist, rasch."

Therese schlüpfte aus der Thür, und als die Portiere zufiel, stand die Herzogin, beide Hände vor's Gesicht pressend, einen Augenblick stumm und regungs-

los, nur der Busen hob sich zitternd von schweren Athemzügen. Und die Hände sanken herab, und in den Augen brannte der alte finstere Zorn, und sie murmelte: „es muß sein — es muß sein! — Und ist es nicht mein Recht? — Weiß ich es nicht selbst? — Auch er muß mir Recht geben — auch er weiß es! — Auch er muß die Heuchlerin, die Unwürdige —“

Die Thür ging wieder auf. „Fräulein von Werner“, meldete Therese, die Genannte vor sich eintreten lassend.

Die Fürstin hatte sich bereits wieder gefaßt und nickte der sich tief Verneigenden gnädig zu. „Grade recht, mein Kind“, sagte sie. „Lassen Sie Fräulein von Stillberg herbescheiden, und auch die Frau Oberhofmeisterin und Fräulein von Rausnitz wissen, daß ich sie zu sehen wünsche.“

„Fräulein von Stillberg ist bereits draußen und bittet um die Gnade, bei Königlicher Hoheit eintreten zu dürfen“, versetzte die junge Dame in einem Tone, aus dem etwas von dem gleichen Spotte zu klingen schien, der unehrerbietig genug auch die Züge des hochmüthigen Gesichtchens durchdrang.

„Hermine — draußen — jetzt? Zu mir? Was

giebt es?" fragte die Herzogin rasch und die Stirne von Neuem faltend.

„Sie äußerte sich nicht, Königliche Hoheit, scheint aber sehr erregt zu sein. Vielleicht eine Mittheilung von Hoheit dem Herzog, wenn ich ahnen darf. Hoheit sprachen vor Kurzem lebhaft mit ihr im grünen Kabinet — allerhöchstselbst aufgeregt —"

Sie brach plötzlich und mit einer tiefen Verneigung ab und stand dann schweigend, denn fast zugleich mit ihrem letzten Wort war durch eine andere Thür der Herzog selber eingetreten — der Herr war vordem nicht selten so ungenirt und ohne Ankündigung bei der hohen Gemahlin erschienen, wenn er irgend etwas mittheilen oder zuweilen auch nur eine Stunde ausruhen oder verplaudern wollte. Seit Monaten freilich war, wie die Näherstehenden wußten, von solchen Besuchen kaum mehr die Rede gewesen, und Theresens Gesicht zeigte für einen Augenblick die gleiche Ueberraschung wie das der Fürstin selbst, nur daß sie nicht so finster war und schnell verborgen wurde.

„Wahrhaftig — mein Gemahl!" sagte Herzogin Leopoldine, dann sich jedoch rasch besinnend, fügte sie gegen Flora Werner gewendet kurz hinzu: „also, wie

ich befahl. Fräulein von Stillberg erwartet die Anderen und tritt mit ihnen ein."

„Mich befehlen Königliche Hoheit nicht?" wagte das Mädchen zu fragen.

„Außer den Genannten Niemand." Ein Wink der Hand — Flora und Therese verschwanden durch entgegengesetzte Thüren.

Als Alles still war, wandte die Herzogin sich dem hohen Gemahle zu. „In der That — ich fühle mich sehr überrascht", sagte sie —

Er machte eine ungeduldige Bewegung, wie er denn überhaupt in nichts weniger als gnädiger Laune zu sein schien. „Redensarten — unnöthig", murmelte er und setzte laut und barsch hinzu: „Fräulein von Stillberg — was mit ihr?"

„Entlarvung und Bestrafung einer Sünderin", erwiderte die Fürstin hart.

„Unsinn! — Oberstlieutenant auch?" sprach er noch rauher als zuvor.

Ihr Auge blitzte. „Ich wüßte nicht, was uns veranlassen sollte, das treuste Herz, den Mann von Würde und Ehre von uns zu entfernen", sprach sie im hohen Ton.

„Und Schwester — treues Herz, — junge Dame von Ehre und Würde —“

„Schade, daß ich mit meinen Erfahrungen nicht zu dem gleichen Urtheil gelange,“ unterbrach sie ihn mit leise anklingendem Hohn.

„So? Erfahrungen? Denke nur, gereizte Laune! Apropos, curioses Gerücht das — curios, von einem Fremden mitgetheilt — hohe Gemahlin vielleicht — sich geschämt —“

Die Herzogin war dunkelroth geworden. „Ich bitte den Herrn Herzog nicht zu vergessen —“ sagte sie tief aus der Brust heraus.

„Nicht vergessen?“ brauste er auf und er redete jetzt wunderbarer Weise fließend. „Wer vergißt sich? Sie oder ich? Sie, von der solche Dinge geflüstert — geflüstert, Euer Liebden! — werden, und die Sie es nicht für werth halten — oder es nicht wagen! — den Gemahl davon zu unterrichten? Sie, die Sie in verblendeter Vorliebe — ich sage nichts Anderes! — auf das unvorsichtigste schonen, und strafen wollen, wo —“

„Mein Gemahl!“ Die Farbe der Herzogin hatte sich in Leichenblässe verwandelt, aber ihre Augen blitzten vor Zorn, jeder Zug verrieth die unbeugsamste Entschlossenheit. „Mein Gemahl, an meinem Hofe

herrsche ich und werde niemals eine fremde Einmischung, nie einen Widerstand dulden, selbst den Ihren nicht! Zwingen Sie mich nicht, zwischen Ihnen und mir abzurechnen; zwingen Sie mich nicht zu sehen und zu urtheilen, wo ich bisher nicht sehen und urtheilen wollte! Trennen Sie nicht vor fremden Augen Ihre Ehre von der meinen, oder beim höchsten Gott, Sie werden mich ohne Schonung und Rücksicht, ohne Erbarmen und Mitleid finden! Lassen Sie mich nicht auf den Gedanken kommen, daß diese neue Theilnahme gleichfalls etwas mehr als — Theilnahme, daß zu den übrigen Sünden einer Scheinheiligen, einer Treulosen, einer Verläumderin — von ihr ging das Gerücht, von ihr gingen Lügen aus, die — mit einem Wort", brach sie in einen kälteren Ton zurücksinkend ab, „ich bin Herrin an meinem Hofe und will es erwarten, ob mir Jemand diese Herrschaft streitig zu machen wagt." Sie wandte sich mit stolzer Bewegung ab.

Es mußte in ihren Worten Manches gewesen sein, was den Herzog nicht nur überrascht, sondern bis ins Herz hinein getroffen, und seinen Zorn, ja seine Kraft gebrochen hatte. Er hatte sich in einen

Sessel sinken lassen, sein Auge starrte düster vor sich hin. Er sah erschreckend müde und krank aus.

Die Fürstin stand aufgerichtet mitten im Zimmer. „Sind wir d'accord?" fragte sie hart.

„Thue, was Du willst", murmelte er; „aber — wenn ich schweige, andere werden nicht schweigen. Dein Opfer — wird für Andere nur das Opfer sein."

Die Fürstin drückte auf die hellklingende Glocke, welche auf dem Tische stand; und als im nächsten Augenblick der alte Kammerdiener in der Thür erschien, sagte sie kalt: „Die befohlenen Damen, Dankwart."

Sie behielt unverändert ihre Stellung und erwiderte die Verneigungen der Eintretenden durch keine Bewegung des Hauptes. Ihr Auge haftete eiskalt auf Herminen und in — man mußte wohl sagen: schneidendem Ton sprach sie: „Sie haben mich außer Ihren Dienststunden zu sprechen gewünscht, Fräulein von Stillberg — im Auftrage Seiner Hoheit, sagte man mir?" —

Der Ausdruck des jähen Erschreckens, da Hermine bei ihrem Eintritt die Anwesenheit des Herzogs bemerkt hatte, wiederholte sich noch deutlicher in ihren sehr bleichen Zügen. Sie mußte sich augenscheinlich mühsam fassen, um leise erwidern zu können: „König-

liche Hoheit, ich hatte nur eine persönliche Bitte vorzutragen."

„Und die wäre?"

„Königliche Hoheit — meine Entlassung aus —"

„Die haben Sie", fiel die Fürstin hart und scharf ein, „und wohlverstanden nicht auf Ihre Bitte, sondern mit meinem ausdrücklichen Willen, — jetzt, hier vor Seiner Hoheit und den Damen. Gehen Sie. Ich bedauere es, mich in Ihnen getäuscht, ich bedauere es noch mehr, Ihnen jemals wohlgewollt zu haben."

Auf diese furchtbaren Worte erbebte die Gestalt des armen Mädchens und ihre Augen schlossen sich momentan, als würde sie ohnmächtig. Fräulein von Rausnitz trat rasch zu ihr, und selbst die Obersthofmeisterin machte eine Bewegung, aber Hermine raffte sich nochmals auf und stammelte zitternd: „Königliche Hoheit — was hab' ich denn gethan?"

„Und das wagen Sie mich zu fragen, Unwürdige?" sprach die Herzogin mit ausbrechender Leidenschaft. „Fragen Sie die weißen Gewänder, die man in Ihren Zimmern gefunden; fragen Sie den Grafen Valer, der sich offen Ihrer höchsten Gunst berühmt und Ihre Prätensionen verlacht. Fragen Sie die

Horcherin und Spionin auf dem Degenberg, fragen Sie die Verrätherin Ihrer Fürstin, die weil sie nichts erhorcht und ausspionirt, sich nicht entblödete zu den nichtswürdigsten Lügen zu greifen und Gerüchte zu verbreiten nicht nur gegen ihre Fürstin, sondern auch — Entartete, die Sie sind —"

„Königliche — Hoheit — ich — ich —" stöhnte das Mädchen mit dem Ausdruck der furchtbarsten Verzweiflung.

„Kein Wort! Kein Laut! Das böse Gewissen schaut aus Ihrem Gesicht!" rief die Herzogin leidenschaftlich. „Danken Sie es der hohen Achtung, die ich vor Ihrem wackeren Bruder habe, daß meine Strafe keine härtere, daß Ihre Verstoßung nicht vor den Augen des ganzen Hofes stattfindet! Nur die Damen, die das Unglück hatten, gleich mir sich in Ihnen zu täuschen — die mußten Sie kennen lernen wie ich, und es ist mir lieb, daß auch Seine Hoheit bei diesem Ende zugegen sein konnte. Gehen Sie, Unwürdige — aus meinen Augen!"

Es war eine lautlose Stille im Zimmer. Fräulein von Rausnitz stützte die leichenblasse, schwankende Hermine. „Königliche Hoheit erlauben, daß ich Fräulein —" sagte sie leise.

„Ich will von der Entarteten nichts mehr wissen“, sprach die hohe Frau eisigkalt und von der Gruppe abgewendet.

Der Herzog erhob sich plötzlich aus seiner bisherigen dumpfen, brütenden Stille. „Mein Fräulein“, redete er finster wie gewöhnlich, kurz und hart, „begleiten durch die inneren Zimmer, will es, ohne Aufsehen. Ruhe, Ordnung. Gott behüte Sie.“

Die Herzogin schaute den Gemahl düster an, allein er begegnete ihrem Blick streng und fest, und sie wagte keine Einwendung.

In Herminens heimlichem und anmuthigem Zimmer — wie oft hatte es vordem eine Stolze und Glückliche, wie viel häufiger neuerdings eine Enttäuschte und Entmuthigte gesehen! — umfaßte Bertha die bleiche, noch halbbewußtlose Freundin auf das zärtlichste. „Fasse und tröste Dich!“ bat sie mit Thränen in den Augen. „Es muß Dir volle Genugthuung werden. Selbst die Derffen nahm sichtbar Deine Partei. Sie und ich wissen am besten, wie schreiend unrecht Dir gethan wurde. Und daß der Herr selbst —“

„Wehe mir!“ murmelte Hermine, die Hände noch immer vor die Augen gepreßt.

„Sie muß Dir Genugthuung geben“, redete Bertha lebhaft, zärtlich weiter. „Sie war ihrer nicht mächtig, wir wissen, weshalb, — wir wissen, was für unreine Stimmen ihr Ohr belagert halten! Sie war von jeher leidenschaftlich, aber doch auch gerecht. Sie soll uns hören.“

Hermine ließ die Hände vom Gesicht gleiten. „Kein Wort mehr“, sagte sie dumpf. „Es ist vorüber.“

„Du mußt Dich beruhigen, sage ich. Du darfst keinen übereilten Entschluß fassen. Sie bedarf der wenigen treuen, ehrlichen Herzen mehr als je. Ich will Deinen Bruder rufen lassen.“

Hermine zuckte auf, noch eben bleich und bebend, und nun schon finster und streng. „Meinen Bruder? Nie! Wir können nie mehr etwas gemein haben mit einander. — Adieu Bertha, Du mußt zurück! Ich gehe noch heut Abend zu den lieben alten Großeltern.“

Siebenunddreißigstes Capitel,

handelt von treulosen und treuen Herzen und zeigt, wie die Unschuld dennoch zum Siege gelangt.

Hatte die Fürstin — wir wollen das glauben! — nur gemeint ein Exempel statuiren zu müssen, und so weit der Vorgang bekannt wurde, den heilsamsten Eindruck zu machen; hatte mehr als einer und eine, schnell von dem „Gericht" im Zimmer der Herrin unterrichtet, im Stillen triumphirt, — Horcher und Späher sind auf solchem Schauplatz niemals auszuschließen, und der Verlauf, ja die Einzelheiten der Scene blieben für diese nicht einen Augenblick verborgen, — sie hatten ohne Ausnahme, von der Gebieterin herunter bis auf die Kammerfrau, sich auf das unangenehmste getäuscht und mußten das schon am gleichen Abend in der Soiree erkennen, wo Ton und Stimmung von Minute zu Minute ernster und

gedrückter wurden. Man konnte auch nicht im Zweifel sein, wodurch dies hervorgebracht wurde, denn wenn man nur umherhorchen wollte, vernahm man nicht bloß fast überall die gleiche Mittheilung über das unvermuthete Ereigniß, sondern bemerkte auch viel Schreck, viel Bedauern, und hörte neben einigen lieblosen oder gleichgültigen Worten und Urtheilen bei weitem mehr freundliche, ja zum Theil sehr unumwundene.

Daß der Vorgang trotz der Absicht der Herzogin und trotz des Befehls, zu dem der Herzog sich aufgerafft, bekannt geworden und wie das geschehen, haben wir bereits angedeutet. Und da man einmal so viel wußte und durch Herminens Abwesenheit die Sage bestätigt sah, konnte man auch die Stimmung derjenigen nicht mißverstehen, welche bei der Scene zugegen gewesen sein sollten. Die Oberstthofmeisterin war niemals unnahbarer und strenger erschienen, und Fräulein von Rausnitz niemals so kalt und zurückhaltend gesehen worden, selbst wo sie einmal mit der Herzogin in Berührung kamen.

Man konnt' es schon heut Abend und schon hier bemerken, daß das schöne Mädchen doch bei weitem mehr Freunde als Gegner und Neider gehabt, und

daß man auf die Geschichtchen und Gerüchte, die man sich hie und da wohl von ihr mitzutheilen pflegte, im Ernst wenig Gewicht legte. Was war denn das gewesen im Verhältniß zu dem, was sich von den Anderen erzählen ließ und gar kein Geheimniß und zweifellos war? Bald ein Stolz und eine Kälte, die man ihr zu gut halten mußte — er hatte sich nach der rechten Seite gewandt und unduldbaren Ansprüchen begegnet; bald die Fröhlichkeit eines jungen, sonnigen Herzens oder eine unschuldige, ebenso fröhliche Koketterie, und endlich — freilich keine Unempfindlichkeit gegen Huldigungen, die mehr als einer Anderen Besinnung und Herz gekostet haben würden und, wie man sich zuflüsterte, gekostet hatten. Hermine Stillberg war, wie man jetzt durch Gott weiß wen wußte, der Gefahr noch rechtzeitig und mit tiefer Indignation sich klar geworden und — Graf Valer hatte sich genöthigt gesehen, das Feld zu räumen.

Die übrigen Vorwürfe, die ihr von der Fürstin gemacht sein sollten, riefen bei manchen, denen sie zugeflüstert wurden, nur ein Achselzucken hervor, oder ein Kopfschütteln. Man verkannte es nicht, daß man ein Herz voll Ehre und Treue von sich gestoßen habe, um einer Laune willen, in der Aufregung des Augen=

blicks, verführt durch eine armselige Intrigue, oder gar — um die eigene Schwäche und Sünde dadurch zu verbergen. Und es gab der Herzen voll Ehre und Treue wenige mehr — in dieser Stunde, wo man ihrer am wenigsten entbehren konnte.

„Wieviel suchende Augen — und o Jammer, alles Suchen umsonst!“ hatte Flora Werner bald nachdem man sich zusammengefunden, zu dem Hauptmann von Silling gesagt, der als kommandirender Offizier der Schloßwache, wie das wohl hin und wider geschah, eine Einladung zu der Soiree erhalten. „Sie haben doch von dem Malheur gehört, das meine stolze — Collegin gehabt hat? Beinah bedauernswerth, wenn nicht so lange herausgefordert! Denken Sie, heut Abend noch —“

„Ich finde es noch bedenklicher als bedauernswerth, daß die Rechten gehen und die Unrechten bleiben, mein Fräulein,“ hatte der Offizier achselzuckend erwidert, ohne die Rede der Dame aushören zu wollen.

Fräulein Flora sah ihm indignirt, aber auch bestürzt nach — der, ein Offizier, ein Cavalier und Hofmann, — von der Fürstin bevorzugt, die ihn mehrmals nach seiner jungen Frau gefragt und un-

geduldig die Vorstellung gewünscht: „ich bin neugierig auf diejenige, welche solchem Stolz und solcher Strenge, wie man sie Ihnen nachrühmt, zu genügen verstand!“ — einer glänzenden Carriere sicher, ein munterer, aber immer feiner Gesellschafter, ein Freund des Oberstlieutenants Stillberg und gegen Hermine stets in der kältesten und fremdesten Haltung! Und nun — so ungezogen, so — hochverrätherisch!

„Verstehen Sie das, Gaston?“ fragte sie unseren leichtfertigen Bekannten, der die abscheuliche Antwort gleichfalls vernommen hatte — Herr von Silling hatte nicht einmal leise geredet.

„Verstehen? Grausame Schöne, ich soll mich mit solchen Einfällen abplagen, während mein Kopf voll der entzückendsten Bilder ist!“

„Sieh da — und diese Bilder?“

„Wir sind das Tugendgesicht, die langweilige Beobachterin und Störerin los. Eine reizende Wohnung im Pavillon ist frei — frei für eine heitere, entzückende Bewohnerin — Serenissima soll schon davon gesprochen haben. Und die Stunde, wo sich dies verschlossene Paradies auch — mir —“

„Ungezogener!“ — Flora lachte kokett. „Man weiß, wo Ihr Paradies sich öffnet! Madame —“

Ein Fächer berührte leicht des Pagen Schulter. „Ich bitte den Dienst nicht zu versäumen und Andere davon nicht abzuhalten,“ sagte die Gräfin Derffen, sich schon wieder kalt und stolz abwendend. „Königliche Hoheit sah sich vergeblich nach Ihnen um, mein Fräulein.“

Die Herzogin selber — wer vermochte es zu deuten, was sie heut Abend erfüllte, sie so streng und herb erscheinen ließ, so launisch, so zerstreut, so tief verstimmt, so sichtbar außer der gewohnten Haltung? Waren es die schlimmen Nachrichten und Erfahrungen, welche seit Wochen von fern und nah auf sie eindrängten, und bisher mit Stolz von ihr abgewiesen worden waren? War es die Offenbarung der Herzogin Mutter, welche sie doch schon bei der Tafel besiegt zu haben schien? War es eine neue Entdeckung, oder die Nachwirkung des gehegten Gerichts? Die Indignation über den Verrath derjenigen, die so lange ihr Liebling und von ihr — man mußte wohl sagen: verzogen worden? Oder war's schon der Rückschlag und die Einsicht, daß ihr Jähzorn sie fortgerissen, daß sie — nur nicht von Hermine, — sondern über dieselbe getäuscht und betrogen worden, und hatte das die kalte, stolze, herbe Erklärung der Oberſthofmeisterin

bewirkt, die, wie man sich gleichfalls zuflüsterte, nach Herminens Entfernung stattgefunden und einen neuen Ausbruch der Leidenschaft bei der hohen Frau hervorgerufen haben sollte? Oder endlich, hatte sie, die verhältnißmäßig ruhig in den Hofkreis getreten war, erst die Unterhaltung so sehr verstimmt, welche sie alsbald mit dem Oberstlieutenant Eugen Stillberg gehabt hatte, bei der sie den Augen, die sie hatten beobachten können, ungewöhnlich erregt erschienen war? — Wer vermochte das zu sagen, da man von ihr selber nicht einen Laut über alle diese Dinge vernahm!

Eugen hatte man bei jener Unterredung ebenfalls sehr erregt gesehen, und das bei dem Bruder der Gestraften sehr begreiflich gefunden. Man hoffte — oder fürchtete hie und da auch — Schritte zu ihren Gunsten, oder nahm an, daß dieselben schon begonnen — er blieb im weiteren Verlauf des Abends in sehr ungewöhnlicher Entfernung von der ihm sonst so gnädigen Gebieterin.

Von dem Ungrund dieser letzteren Annahme überzeugte sich freilich Einer in der Gesellschaft wenigstens noch heute. Herr von Silling begegnete dem alten Freunde, der die erwähnte Aufregung längst

überwunden hatte und sich in der tadellosen Haltung durch die Gesellschaft bewegte, welche ihm seit Monaten schon den Ruhm eingetragen, der erste Cavalier des Hofes zu sein, kurz vor dem Ende der Soiree in einem der Nebensäle und trat ihm, da er mit zerstreutem Gruß vorübergleiten wollte, in den Weg.

„Du wirst ohnehin nicht an mir zweifeln, Eugen," sagte er, „aber ich muß Dir noch ausdrücklich aussprechen, wie fast allgemein das Bedauern ist. Bei solcher Einstimmigkeit —"

Die Stirn Eugens hatte sich gefaltet. „Du meinst die Affaire mit meiner Schwester?" unterbrach er den Freund kalt und doch gleichsam indignirt. „Sie bringt mich allerdings in eine peinliche Lage. Königliche Hoheit hätten es mir kaum mit ihrer gewöhnlichen Gnade und Schonung zu erklären brauchen, daß diese für sie selbst erschütternde Katastrophe unvermeidlich geworden — ich wußte, daß es dahin kommen müsse. Hermine hat unverzeihlich auf die Gunst unserer Herrin gesündigt, unvorsichtig, taktlos, undankbar. Sie hat sich längst über meinen Rath und meine Warnungen gestellt. Ihr Geschick mußte sich erfüllen. Was mein nächster Schritt sein wird,

weiß ich noch nicht; ich muß zuvor mit ihr sprechen. Die grenzenlose Güte der Fürstin, welche alles in der Stille zu beenden befiehlt, wird es mir und, wenn sie will, auch ihr erleichtern. Ich stehe freilich für nichts."

Silling hatte ihn ausreden lassen, ohne eine Miene zu verziehen und ohne den festen, dunklen Blick von seinem Gesicht zu verwenden. „Also dies ist bei Dir abgemacht," sprach er jetzt mit einem leichten Neigen des Haupts. „Andere denken freilich anders."

„Nach der Entscheidung Ihrer Königlichen Hoheit?" fragte Eugen cermoniös.

„Ich hörte so. Doch dies ist abgethan, wie Du sagst. Bleibt also für Dich nur noch die Antwort auf eine Aeußerung des Grafen Valer Löwenberg, die ich für erdichtet halte, obgleich sie heut gleichfalls betont worden sein soll. Du hörtest davon?"

„Außerordentlich theilnehmend — oder neugierig, Kamerad?"

„Weder das eine, noch das andere, Kamerad, sondern nur mit dem Wunsche, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß unser Offiziercorps in Betreff von Gerüchten, welche die Ehre seiner Mitglieder

oder ihrer Familien angreifen, ziemlich neugierig zu sein pflegt."

„Herr von Silling!" Eugen war leichenblaß geworden und seine Augen brannten.

„Mein Herr Baron, ich bitte nur zu beachten, daß dieser Punkt bestimmt nicht für abgemacht erklärt wird, bevor er nicht auch endgültig erledigt worden. Gute Nacht."

Eugen stand wie gelähmt und hörte kaum, wie ihn Herr von Lengen im nächsten Augenblick zur Fürstin berief. Er folgte nur mechanisch, und selbst Fernerstehenden entging es nicht, daß die diesmalige Unterhaltung zwar weniger erregt, dafür aber um vieles unerfreulicher zu sein schien als jene, deren wir oben erwähnten, und obendrein von der hohen Frau fast allein bestritten wurde, bis sie sich sichtbar noch verstimmter kurz von dem Günstling abwandte. Sie mochte es freilich nicht ahnen, daß in das Dunkel, welches seit Monaten das gesammte Sein des jungen Mannes umhüllte, und in den Traum, der all seine Sinne umfing, glötzlich ein furchtbarer Blitz gefahren war und ein Licht verbreitet hatte, vor dem seine Augen sich schlossen und sein Herz erzitterte.

Wir wissen nicht, ob er dergleichen schon vorher beabsichtigt hatte oder ob es nur eine Folge der eben geschilderten Erschütterung war, — als die Gesellschaft sich entlassen fand, kehrte er noch nicht in seine Wohnung zurück, sondern ließ sich trotz der späten Stunde noch bei der Obersthofmeisterin melden. Mit gefalteter Stirn vernahm er eine mehr als kurze Abweisung und schritt finster die stillen Corridore entlang zu den Zimmern seiner Schwester, die er — wir wissen schon, daß die Geschwister leider einander entfremdet waren — lange nicht mehr betreten hatte. Allein auch hier fand er sich zurückgewiesen: Resi, die kecke Jungfer, welche für den Bruder ihrer Gebieterin noch weniger freundliche Gesinnungen zu haben schien als vordem, erklärte kurz und trotz ihrer verweinten Augen, schnippisch genug: das Fräulein habe in Folge der Entlassung die Wohnung bereits geräumt; sie, die Jungfer, werde morgen die Weisung erhalten, wohin sie ihrer Dame mit ihrem Eigenthum zu folgen habe.

„Wahnsinnige!" murmelte der junge Mann fort- und die Treppe hinabschreitend. „So habe es, wie Du es herausforderst! Dein und mein Geschick muß sich erfüllen, sage ich!"

Die Ueberraschung im Morder'schen Hause war allerdings eine ganz außerordentliche gewesen, als das junge Mädchen das Versprechen, welches Erhard am Morgen den alten Leuten von ihr gebracht hatte, so schnell und zu einer solchen, für das Bürgerhaus verhältnißmäßig schon späten Stunde erfüllte — denn darüber war Hermine, deren Entschluß feststand, nicht eine Stunde mehr im Schloß zu verweilen, — keinen Augenblick in Zweifel gewesen, wo sie den einzigen und nächsten Zufluchtsort zu suchen habe. Die letzten Wochen waren für das arme Kind furchtbar schwer, aber auch voll des wahrsten und reichsten Segens gewesen — eine Zeit der Einkehr und Umkehr, der Erkenntniß ihrer selbst und all der Gefahren, denen sie, wie von Engeln behütet und ohne sie zu erkennen, glücklich entgangen, die sie noch ernster täglich umdrängten. Wie Schuppen war es von ihren Augen gefallen, wie ein böser Traum von ihrer Seele gewichen und sie fand sich hart am Abgrund, der sich für alle geöffnet zu haben schien und hie und da bereits einen und den Anderen verschlang. Und das Entsetzen war groß, und die Qual noch größer — führte für sie noch ein Weg zurück, durfte sie ihn suchen und ihm folgen und die verlassen, denen sie

sich verschworen mit ihrer Treue, ihrer Liebe, ihrem Glauben? Denen sie ihre ganze Vergangenheit zum Opfer gebracht, denen sie gefolgt war in die Irre, und von denen sie sich nicht zu lösen wußte ohne Herzblut?

Und da war auch in diese Dämmerung der Blitz niedergefahren, und sie hatte bis zur Tiefe des Abgrundes geschaut, aber auch den Pfad erkannt, der wirklich noch immer für sie da war und sie einzig zurückführte, und ihr Fuß hatte sich zögernd, mit bittrem Schmerz ihm zugewendet. Und siehe, da grade erfaßte sie eine rauhe, erbarmungslose Hand und stieß sie fort — Zögern, Bangen und Schmerz waren zu Ende. Sie floh dahin, den alten friedlichen, grünen und ebenen Pfaden zu, wo sie allein, wie sie jetzt meinte, Glück und Frieden die Ihren hatte nennen dürfen. Es war noch nicht zu spät! Sie mußte sie erreichen, sie mußte den Frieden wieder finden, und wäre es auch nur der der Trauer und der Buße gewesen.

Man erkannte im Hause des Commerzienraths bald, daß das bleiche Mädchen bei den alten Freunden keine Erholung und kein Vergnügen suchte, sondern nur eine Zuflucht, keine wortreiche Entschuldigung und Versöhnung, sondern nur das alte, ruhige, offene

Vertrauen. Es war viel, aber nicht zu viel gefordert, die Liebe der alten Leute verleugnete sich nicht, und selbst Lucretia, die wieder einmal zum Besuch gekommen, hatte ihrer stattlichen Redensarten und ihres Zornes vergessen, mit dem sie sich einmal von Herminen abgewendet.

„Ich bin aus meiner Stellung entlassen; ich sterbe im Schloß. Darf ich in mein grünes Kinderstübchen flüchten, Großmama? Ich bin so müde!" —

Das war alles, was sie sagte, wie es auch alles war, was man heut von ihr zu erwarten schien. Nur, da sie wirklich in dem kleinen Gemach standen, Frau Elisabeth und sie, da sprach die Erstere mit mildem und doch eindringlichem Ernst: „blicke mich an, Kind. Bringst Du in die alte Kinderstube auch noch Deine alten Kinderaugen zurück?" — Und die Antwort der Augen mußte sie wohl sehr beruhigen und befriedigen, denn sie zog das Mädchen an ihr Herz, und hielt es dort fest und sagte mit der vollsten Herzensinnigkeit: „leg' hin Deinen Kopf und gräm' Dich nicht und sorg' Dich nicht. Die alte Großmama will Dich schon noch hegen und pflegen."

Als Frau Elisabeth am folgenden Morgen ihren jungen Schützling, leise in's Zimmer blickend, im

sanften Schlafe fand, ging sie zu dem Gemach des Enkels, den sie am Abend nicht mehr gesehen hatte. Es überraschte sie kaum, ihn von Herminens Entlassung bereits unterrichtet zu finden, ja schon Einzelheiten von ihm zu erfahren — sie hatte sich längst von der Frage entwöhnt, woher er dergleichen bekam. Auch daß der Flüchtling hier im Hause, war ihm nicht neu. „Wo wollte sie denn sonst hin?" fragte er lächelnd. „Es wäre ja von all ihren — Zurückzügen der schlimmste gewesen, Großmama." Sie beredete mit ihm, was geschehen müsse, um die Verhältnisse völlig zu ordnen und das Mädchen ganz aus dem Bann des alten Zaubers, aus dem Schloß zu lösen — „wenn es ist, wie ich mir denke, wie Du ahnen läßest, soll sie mit diesen Menschen nichts mehr zu thun haben. Soll mich wundern, wie Eugen sich dazu stellt. Den dürfen wir heut denn wohl erwarten. Oder machen wir ein Geheimniß daraus, wohin sie ging? Man muß doch für ihr bischen Hab' und Gut sorgen. Ich habe eben nie mit Hofaffairen zu thun gehabt," sagte die Matrone mit schwachem Lächeln.

Erhard lachte herzhaft und umfaßte die Alte. „Laß das alles gehen, Großmama, das ordnet sich

ganz von selbst. Von Verschweigen kann keine Rede sein, und von Verstecken auch nicht — das schmeckte ja nach Schuld und wäre obendrein umsonst. Verlaß Dich d'rauf, die Geschichte geht heut in der Stadt herum. 's meint vielleicht Einer oder der Andere, da würde man Respect kriegen vor der Strenge droben und was weiß ich. Allein man hat auch hier wieder einen Fehlgriff gemacht — es giebt noch Leute genug in der Stadt, welche die Kleine um des Vaters willen lieb haben, und die anderen werden aus andern Gründen auf sie sehen, — sogar droben. Wollen's abwarten, wie die alte Herzogin darüber denkt, und Madame Gauche — die wird auch ihre Angelegenheiten im Schloß ordnen lassen, hoffe ich."

Das Auge der Matrone ruhte mit wehmüthigem Ernst auf ihm. „Erhard, mein liebes Kind, wenn Du mich doch auch mit den Augen anblicken könntest, wie sie es gestern that!" Die alte Frau hatte niemals bisher mit dem Enkel ein Wort von dem geredet, was man sich hie oder da lachend von ihm zuflüsterte und was auch ihr kein Geheimniß geblieben war; der Name der Madame Gauche war im Morder'schen Hause seit Jahr und Tag kaum mehr ausgesprochen worden.

Er nahm ihre Hand und sah sie lächelnd, treuherzig an. „Junge Damenaugen habe ich freilich nicht, Großmama,“ meinte er; „aber — guck Du mich nur an — hell sind sie auch noch. Quäl' Dich nicht, Großmama, es zieht sich alles zurecht, und Gott gebe, daß wir von den anderen großen Affairen ebenso hoffnungsreich sprechen könnten!“ Und ernster fügte er hinzu: „man hat Hermine nie aus den Augen gelassen, Großmama, andere nicht und ich nicht. Wir wissen's, wo sie gefehlt und geirrt — wer von uns hat das nicht? — und wir wissen's, daß sie nicht so weit abirrte, um sich die Rückkehr unmöglich zu machen. Hilf ihr, daß sie zur Ruhe kommt und die Dinge ruhig anzusehen lernt, wie schwer sie auch für sie sind. Die Aeußerlichkeiten werde ich besorgen.“

„Wie's nur mit Eugen wird. Sie hat keine Silbe von ihm gesprochen.“

Es glitt eine Art von Lächeln über sein Gesicht. „Den lassen wir gehen, Großmama; es wird gar nicht mit ihm. August Silling hat mir heut Nacht einen Wink darüber gegeben — ich hab's mir ohnehin freilich auch nicht anders gedacht.“

„Aber Kind — wär' es denn möglich, daß das

alles wahr — Tante Lucretia hat uns gestern Abend wieder die seltsamsten Dinge erzählt, bevor die Kleine kam. Ich kann's und kann's nicht glauben —"

„Da zog er in Frau Venus' Berg,
Darinn mußt' er nun bleiben —

Du weißt ja, Großmama," sagte Erhard achselzuckend; „da gewährt selbst der heilige Papst Urban nur ganz geringe Aussicht auf Rettung. Silling deutete noch eine Möglichkeit an — ich glaube nicht an sie. Er kehrt nicht wieder."

Später am Morgen, als die Tagesgeschäfte besorgt waren, der Commerzienrath bei seinen Geschäften und Dame Lucretia auf Besuch zu alten Bekannten davonspaziert war, selbstverständlich nicht ohne zuvor mit dem einsprechenden Sanitätsrath eine aufregende Scene gehabt zu haben, — da setzte sich Hermine zu der alten Frau und legte den Kopf auf ihren Schooß und begann ausführlicher zu berichten.

„Laß das gehen, Kind, es ist nicht mehr nöthig für uns — werden's schon nach und nach von Dir hören," sagte Frau Elisabeth, den blonden Kopf streichelnd. „Es regt Dich unnöthig auf; Du siehst heut Morgen ohnehin müd' und krank aus."

„Ja, mir ist fiebrig und der Kopf thut mir weh,"

versetzte das Mädchen, „aber laß mich nur. Mir ist so wohl in eurer Ruh', wie ich's gar nicht mehr gekannt habe, aber recht gut wird's erst werden, wenn ich mich ganz frei geredet habe. Es ist zu viel, Großmama, zu viel! Es zehrt an mir!“ Und sie fing wieder an. Aber es blieben meistens doch nur Bruchstücke.

Da erinnerte sie sich jenes Abends, an dem sie mit dem Bruder zuletzt bei den alten Freunden weilend, sich so verletzt gefühlt durch die überraschenden Mittheilungen der wunderlichen Tante, und der folgenden Sorgen und Träume; dann zogen die Tage in Desirade vorüber mit dem verlockenden Glanz und der gefährlichen Stille, mit dem leisen Nahen des Mannes, von dem sie mit ahnungsvollem Bangen sich abwandte, und auf den sie doch immer wieder blicken und horchen mußte — „ach, Großmama, es ist etwas Wunderbares in ihm und zugleich etwas Furchtbares. Es fließt von ihm aus und hüllt uns ein, wie ein betäubender Duft, — man zuckt einmal auf, man erschrickt bis zum Tode, und man sinkt wieder zurück, machtlos, und träumt weiter, süß und zugleich angsthaft, und lauscht den verlockenden Klängen; was uns so süß umschmeichelt und verlockt, wir

wissen's, daß es uns verdirbt, aber frei machen können wir uns nicht. Ein Traum, Großmama, und doch, o welch' schreckliche Wahrheit!"

„Dann hast Du ihn auch nicht geliebt, mein Kind," sagte die Matrone kopfschüttelnd.

„Geliebt? Nie, Großmama, ich habe mich vor ihm geängstigt, aber ich konnte nicht los von ihm! O Großmama, es muß in uns noch ganz etwas Anderes geben als das Herz, das uns einem Anderen unterwirft, etwas viel Gewaltigeres, Furchtbareres! Das hab' ich wohl gespürt. Und hätt' er's zu nützen gewußt, den Traum, die Betäubung; hätt' er mich nicht aufgeschreckt mit scharfem Mißklang, mit grellem Licht — ich weiß nicht, Großmama — ich weiß nichts mehr. Mir ist, als sollt' ich sterben, wenn ich an den Augenblick denke, da ich aufwachte. Und wär' Bertha mir nicht zu Hülfe gekommen, ich hätt' es nicht überlebt."

Sie brach ganz übermannt ab, und die Matrone fragte nicht weiter, sie wußte genug, und wenn hie und da noch ein Verbindungsglied gefehlt hatte, wurde dasselbe durch diese oder jene Andeutung ersetzt, die sich in Herminens weiterem Bericht vorfanden. Der schmähliche Angriff auf des Mädchens Ehre mußte

an der rechten Stelle bekannt geworden sein. Graf Valer reiste ab — man sagte, auf höheren Wunsch. Der Herzog widmete dem armen Kinde eine sehr freundliche, von ihm grade kaum zu erwartende Theilnahme, die Hermine um so wohler that, als sie den Bruder sich immer ferner treten sah und die Herzogin täglich kühler zu finden meinte.

„Aber von dem, Großmama, was hierauf kommt, davon kann ich nicht reden, es hat mir das Herz gebrochen, daß ich nie wieder froh werden, nie wieder an einen Menschen glauben kann. Das was ich selbst, von ihm, erlebt, das hat mich furchtbar ergriffen und erschüttert, aber ich konnte mich wieder aufraffen, ich wußte mich schuldlos und mein Herz litt nicht mit. Aber dies, Großmama, aber dies — das traf mich mit dem schärfsten Schmerz, in meinem reinsten Glück, mit der vernichtendsten Kälte da, wo es in mir am wärmsten und — andächtigsten. Denn so hab' ich sie geliebt — andächtig. Es gab nichts Höheres, nichts Besseres, nichts Schöneres für mich. Sie sagt wohl, daß ich spionirt und gehorcht. Gott weiß es, wie entsetzt' ich floh, wo meine Augen hätten sehen, meine Ohren hören müssen! Aber was half's mir? Es war ja, als gingen sie mir absicht-

lich nach, wo ich nicht fliehen konnte. Und in jener Nacht auf dem Degenberg, als der Fremde da war, und als sie's vergessen, daß mein Zimmer neben dem Salon der Herzogin — da Großmama — da — da war es aus.

„Und nun laß mich schweigen, Großmama. Ich habe mich die letzten Wochen hingeschleppt, lautlos und fühllos. Ich habe keinen Schmerz mehr gefühlt, als Bertha Eugens Werbung zurückwies, obgleich es früher mein höchstes Glück war, sie vereint zu denken. Sie konnte nicht anders — es war — ich muß es so heißen! — eine Nichtswürdigkeit; sie und die Oberſthofmeisterin sahen ebenso klar wie ich und dachten und trauerten ebenso, ohne daß wir jemals ein Wort darüber gewechselt. Wir sahen das gewissenlose Treiben umher und erkannten die elenden Intriguen gegen das Fürstenpaar, gegen uns, zumal gegen mich, die man sich dienstbar zu machen gehofft, und die man nun entschiedener gegen sich und weniger dumm fand, als man ausgerechnet, und zugleich durch — durch ihre eigene Schuld doch aus dem Vertrauen der Fürstin schon gelöst sah. Wir alle sahen, daß ein Ende herankommen muß, und ich vor allen wußte, daß es für mich noch früher da sein

würde, müsse. Wie es aber kommen, wie ich es herbeiführen sollte, wie es dann mit mir werden mußte — das wußt' ich nicht. Hatt' ich mich doch verstiegen am wildzerklüfteten Berg, hochmüthig und verblendet nur nach oben strebend, hochmüthig und verblendet das stille grüne Thal drunten vergessend. Hinauf wollt' ich nicht mehr — dort oben war nur die Oede des Todes. Und hinab — konnt' ich's noch? Gab' es dort noch ein Herz für mich, eine Heimat, einen Platz zum Büßen und Sterben?"

„Kind, Kind, was quälst Du Dich und mich!" sagte die Matrone tief bewegt. „Schäme Dich, wer wird denn so verzagt sein! Und Du erst, Du, da wir noch lebten! Mir ist fast, als wärest Du da erst zur Sünderin geworden."

„Das hab' ich erkannt, Großmama, das hab' ich erkannt," versetzte das Mädchen, beide Hände der Alten in die ihren fassend und mit fieberhaft glühenden Wangen. „Als ich gestern Morgen so plötzlich in Erhards helle, treue Augen sah, da wußt' ich, daß ich gesündigt, und daß ich dennoch gerettet sei. Da wußt' ich meinen Weg und meinen Platz. Und daß ich so schnell kam — es schlug gestern Nachmittag ein Blitz vor mir nieder, vielleicht der schlimmste von

allen, nicht, daß er mir gefährlich geworden, aber weil er auch den letzten Glauben, das letzte Vertrauen aus meinem Herzen brannte, und weil ich zu jemand, den ich geehrt und bedauert und geliebt, sagen mußte: Du hast Dich in mir geirrt, wie ich mich in Dir; Du entehrst Dich und mich mit diesem Irrthum und vernichtest meinen letzten Halt! — Und dann ging ich hin und bat um meine Entlassung und wurde verstoßen. Nun bin ich hier, Großmama, nun bin ich bei Dir. Verstoß' Du mich nicht auch, laß mich ausruhen, lange, lange. Meine Füße brennen von dem rauhen Wege, und Herz und Kopf sind wie todt. Laß mich bei Dir ruhen. Ich bin so müde."

Achtunddreißigstes Capielt.

Unter den drohenden Vorzeichen des schwersten Sturmes erscheint der Retter vor den ergriffenen Lesern.

Frau Elisabeth, der vom ersten Augenblick an Herminens Aussehen und Wesen gar nicht gefallen, hatte schon am Morgen den Sanitätsrath gebeten, Abends noch einmal vorzusprechen — er trennte sich dann nicht allzugern von seiner Partie — und gratulirte sich dies gethan zu haben, denn das Mädchen war augenscheinlich krank. Der Arzt sprach sie, da er kam, ohne Weiteres in's Bett, und am folgenden Morgen lag sie im betäubenden Fieber.

„'s ist kein Wunder," sagte der Sanitätsrath achselzuckend. „Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was mir die alte Hoheit just erzählte, hat man's richtig darauf angelegt, das arme Ding zu ruiniren. Da hätt' selbst ein Gaul nervös werden müssen. Hätt' ich ihn nur einmal, wie ich möchte!"

„Den Gaul, Onkel?“ fragte Erhard schalkhaft.

„Kannst ihn schon so heißen, wißt übrigens, wen ich meine; und wenn euch 'mal die Gelegenheit kommt vor mir, so autorisire ich euch zur gründlichsten Lection.“

„Ihr scherzt noch — es wird also so Gott will nicht bedenklich mit der Armen werden?“ meinte Frau Elisabeth.

„Scherzen? Den Teufel scherz' ich!“ versetzte der Arzt. „Und in Ansehung der Bedenklichkeit — na, sie hat seither allerhand Experimente mit ihrer Gesundheit gemacht und machen lassen müssen, aber sie ist des Rittmeisters Kind und also von einem Schlag, der was aushält. Mag sich ja wohl noch wieder aufrappeln. Seid nur ein wenig hart gegen sie und recht frisch weg, und die Lucretia soll ihr keine Complimente und Märchen vorschwatzen.“

Lucretia Hahlke saß wirklich an der Kleinen Bett — sie behauptete eine ausgezeichnete Krankenpflegerin zu sein und war es im Ganzen auch — unerwartet ruhig, aufmerksam und sogar leise — ihr Gehör hatte grade seine gute Zeit —, dabei endlich stets zu Geschichten aufgelegt, wie sie einen Kranken in den friedlichen Momenten schon unterhalten können, und mit

unvermuthetem Geschick jeden aufregenden Stoff vermeidend. Sie hatte, trotz all ihrer Wunderlichkeiten, das Mädchen im Grunde stets wahrhaft lieb gehabt, und was sie bei ihren erwähnten Morgenbesuchen in der Stadt über die Begebenheiten im Schloß erfahren, war ganz geeignet gewesen, ihren sogenannten Groll zu besiegen und ihre reizbare Natur für die „Kleine" zu enthusiasmiren.

Denn nun mit einemmal schien sich der hermetische Verschluß der Hofkreise, dessen wir gedachten, gelöst zu haben — es war nicht abzusehen, ob absichtlich gelockert, oder weil er dem, was gegen ihn drängte, nicht zu widerstehen vermochte, — und man wußte am Morgen schon in der Stadt zum mindesten ebensoviel, wo nicht gar mehr über diese Angelegenheit als Abends vorher in der Hofgesellschaft.

Der Eindruck war ein ganz außerordentlicher, ja ein bei weitem größerer, als der Fall selbst und die Persönlichkeit im Grunde zu rechtfertigen schien. Man mußte eben wohl annehmen, daß das übermäßig angefüllte Gefäß nur noch eines Tropfens bedurfte, um wirklich überzulaufen, und daß man geneigt war, alles, was auch geschah, für einen solchen Tropfen gelten zu lassen. Die Mißstimmung und Abneigung, welche

das Land gegen seine Regierer empfand, trat in erschreckender Weise hervor und ging nach Aeußerungen zu schließen, wie man sie überall und von bisher ruhigen und vorsichtigen Leuten vernahm, selbst bei den sogenannten Mittelständen, in wirklichen Haß gegen die höchsten Personen und in die Ueberzeugung über, daß hier kein Wechsel des Systems mehr helfen könne, sondern daß die Regierenden selber ihren Platz einem fähigeren, ehrlicheren und gewissenhafteren Regenten einräumen müßten. Das hatten bisher immerhin nur einzelne offen erstrebt oder in der Stille für nothwendig erkannt und vorbereitet. Jetzt war es zum allgemeinen Glaubenssatz geworden, und der Name des Grafen Erdmann, der sich mit der geliebten Braut des verstorbenen Prinzen verlobt haben sollte, war mit einemmal in dem Munde vieler, die bis dahin vielleicht sich kaum seiner Existenz erinnert hatten.

Das traurigste und zugleich bedenklichste aber war, daß die angestammte Ehrerbietigkeit und Zurückhaltung, welche wir bei diesen Kreisen noch vor kurzem in dem Urtheil über das Privatleben des Fürstenpaars fanden, gleichfalls ihr Ende erreicht hatte. Man sprach davon, daß der Herzog sich dem Hoffräulein seiner Gemahlin in einer Weltlichkeit offen-

bart habe, die Hermine zu der Bitte um ihre Entlassung habe veranlassen müssen. Man nahm das Gerücht auf, das bei seiner ersten Verbreitung in diesen Kreisen auf so viel Gleichgültigkeit oder gar Unglauben und Abweisung gestoßen war, und fing an trotz der Vorgänge, welche seine Aufdeckung am Hofe zur Folge gehabt haben sollte, daran dennoch zu glauben, daraus zu folgern, damit zu combiniren — wer weiß, was alles.

Man blieb bei diesem Sagen,Urtheilen und Verdammen nicht stehen, sondern ließ ihm unmittelbar die That folgen, indem man die Arme, welche man droben erbarmungslos verstoßen, hier unten so zu sagen mit offenen Armen empfing und das ihr geschehene Unrecht wie einen dem ganzen Publikum hingeworfenen Handschuh aufnahm. Und man empfand die ernstlichste Genugthuung, daß grade die Morder es gewesen waren, zu denen das arme Kind flüchtete, welche dasselbe auf das willigste bei sich aufgenommen hatten, — die alten Gatten mit ihrem altehrenfesten, strengen Sinn hatten die Kleine für schuldlos befunden und waren damit offen zur Opposition übergetreten.

Die That sprach für sich, und es hätte kaum

noch der Worte bedurft, die der Commerzienrath zu — Madame Gauche bei ihrem überraschenden Besuch in seinem Hause und auf ihr ernstes Bedauern des heillosen Falls gesprochen haben sollte und die von Mund zu Mund gingen: „wer so willkürlich seine Gnade und Ungnade gewährt und so willkürlich und rechtlos über Ehre und Ruf seiner Umgebung disponirt, der vernichtet selber Glauben und Vertrauen auf die Dauer seines Regiments. Man muß das Ende desselben wünschen, Erlaucht.“

Was sich schon nach dem Angriff auf den alten Reizmann gezeigt hatte, wiederholte sich jetzt in bei weitem größerem Maßstabe: die Stadt wallfahrtete in's Moder'sche Haus, um der Verstoßenen ihre Theilnahme zu bezeigen und, als man von ihrer Krankheit erfuhr, sich nach dem Stande derselben zu erkundigen. Und es blieben solche Aeußerungen nicht auf die Mittelstände, nicht auf die zahlreichen wirklichen Bekannten der Morder'schen Familie und die noch zahlreicheren beschränkt, welche vordem der alte Rittmeister gehabt, sondern sie kamen aus allen Kreisen und von jedem, den die bestehenden Verhältnisse nicht unbedingt zur Zurückhaltung verurtheilten; sie kamen sogar von einzelnen Mitgliedern der eigentlichen Hofgesellschaft, die

sich selbstverständlich dadurch fortan von dieser dispensirten. Und noch mehr, Gräfin Blanche war, wie wir hörten, selber gekommen und ließ sich fortan in des Prinzen und ihrem Namen täglich erkundigen; von der alten Hoheit erschien zu demselben Zweck bald ein Läufer, bald einer von ihren „blauen Jungen,“ und endlich — das auffälligste von allem — erschienen zwei Offiziere, um die lebhafteste Theilnahme ihres Corps auszudrücken.

Erst gegen Abend dieses Tages stellte sich Eugen ein, mit der Angabe, bisher von der Krankheit der Schwester nichts erfahren zu haben. Zutritt zu ihr fand er nicht, da sie grade in diesen Tagen wirklich sehr krank war, gelangte dagegen zu der kalt gewünschten und kalt bewilligten Unterredung mit dem Commerzienrath. Von dem Inhalt dieser letzteren erfuhr die Familie nur dadurch etwas, daß der alte Herr seinen Sohn Eberhard herbeirufen ließ und zu demselben sagte:

„Mein Sohn, da wir alle in Gottes Hand stehen und in einer Zeit leben, wo man in Betreff der Zukunft weniger als je sicher sein kann, wünsche ich die Meinen von der Antwort unterrichtet zu wissen, die ich dem Herrn Oberstlieutenant von Stillberg in

Beziehung auf einige, durch diese Antwort für Dich genügend erklärte Punkte zu geben habe." Und sich zu dem finsteren Eugen wendend, fuhr er fort: „in Ansehung Ihres persönlichen — Wunsches, mein Herr Oberstlieutenant, erkläre ich, daß ich meine Rechte als Vormund Ihrer Schwester so lange in Anspruch nehme, bis Sie mir ihre Hinfälligkeit haben nachweisen lassen. In Betreff des Ihnen gewordenen Auftrags erwidere ich, daß wir das Aufsehen, welches sich mit dem Fall Ihrer Schwester verknüpft, nicht veranlaßt haben, noch die in unseren Augen völlig gerechtfertigte und ehrenvolle Theilnahme aller Stände zurückzuweisen vermögen. Versuche man es, wenn man das für gut befindet, immerhin mit einem Befehl und erwarte seine Wirkung."

Mit dem kältesten Gruße scheidend, war Eugen auf dem Hausflur Erhard begegnet und hatte, einen Augenblick anhaltend, anscheinend eine, voraussichtlich bittere und herbe Bemerkung auf den Lippen gehabt. Der feste Blick, der seinem finstren Aug' begegnete, und Erhards völlig ruhige Miene ließ ihn indessen schweigen und ohne Gruß aus dem Hause gehen. Erst auf der Straße aber war ihm die bitterste Erfahrung aufgehoben: ein Vorübergehender mußte ihn

unglücklicherweise erkennen und obendrein Haß oder Lust genug am Skandal haben um seinen Namen mit einem schmählichen Beiwort zu nennen. Sich gegen ihn wendend, vernahm der Zornige noch viel schlimmere und trotzigere Worte, und der Rückzug, zu dem er vornehm und angewidert sich entschloß, nützte ihn nichts mehr. Hohn und Schmähungen der schnell sich sammelnden Menge begleiteten ihn in's Schloß.

Es erging einigen anderen Personen vom Hofe nicht besser — gleichviel, ob man sich an das Gerücht hielt, das ihre Namen als diejenigen der Hauptschuldigen angab, oder ob das Volk mit seinem eigenthümlichen Instinkt in solchen Fällen grade auf diese gekommen war. Flora Werner erhielt eines Tags die deutlichsten Beweise, daß ihre Ausgänge und Ladenbesuche selbst in Begleitung des Dieners zu sehr unangenehmen Folgen führen konnten. Dame Therese ließ sich klüglicherweise gar nicht blicken, seitdem sie erfahren haben mochte, wie ihr Name im Publikum nicht bloß in Verbindung mit Herminens Fall offen genug genannt wurde. Und selbst die Herzogin vernahm bei einer Ausfahrt — der ersten seit langer Zeit — genug von der allgemeinen Stimmung, um dadurch bis in's Herz hinein erbittert zu werden.

Sie hätte, wie sie nnn einmal war, dadurch noch um so mehr entrüstet werden sollen, als sie sich die völlige Ohnmacht der Regierung gegen den beginnenden Sturm nicht verbergen konnte, und dieselbe von allerwärts her im Stich gelassen sehen mußte. Denn rundum hatte jedermann genug mit sich selbst und dem eigenen Lande zu thun, um auf die Zuckungen in fremdem Gebiet zu achten. Aber auch sie wurde, wie so mancher in jener Zeit, noch von jener unseligen und gefährlichen Verblendung beherrscht, daß der Thron dem Volk gegenüber ein unnahbares Heiligthum bleibe und den Sieg über die rohe Masse unter allen Umständen verbürge, so lange seine Inhaber nur nicht selber ihre Gewalt und Macht aufgäben.

Sie hätte wohl davon zurückkommen dürfen, die Herzogin Leopoldine, denn die Angriffe, ja der Aufstand waren bereits da und zogen näher und näher heran, brausender und drohender, und von Hülfe, wir wiederholen es, war nirgends etwas zu sehen. Im Gebirge war der helle Aufruhr und auch der volle Sieg — die Massen fanden keinen Widerstand, ihre Forderungen waren von den dortigen Behörden, wo dieselben nicht verjagt worden oder geflohen waren, nothgedrungen bewilligt, urd man fragte kaum noch

nach einer Sanction aus der Residenz. Die Wühlereien der —schen Partei hatten freilich einen theils geringen, theils sogar entgegengesetzten Eindruck gemacht, die drohenden Truppenanhäufungen, die Grenzplackereien erbitterten das Volk, und was es von den Zuständen drüben kannte und erfuhr, lockte es gleichfalls nicht. Man trug sich hier vielmehr mit durchaus republikanischen Ideen.

Die —schen Einflüsse machten sich ernstlich nur hie und da auf den Besitzungen einiger adeligen Familien bemerkbar und suchten von dort aus — jetzt offen genug — Terrain zu gewinnen. Graf Hellenberg hatte auf Burg Eyben offen die —sche Fahne aufgepflanzt und die Beamten des Kreises in Pflicht zu nehmen versucht. Und wenn die jenseitige Regierung solche Bestrebungen noch immer ohne wirkliche Unterstützung ließ, vielmehr die Truppen von der Grenze wieder zurückzog, so geschah das nur, wie man sehr gut wußte, weil sie das eigene Land in voller Gährung sah und mit Bewahrung der Ruhe alle Hände voll zu thun hatte. Für die Löwenberger Regierung erwuchs daraus aber keinerlei Vortheil. Mit Ausnahme einiger Behörden oder anderer, von ihr abhängiger Männer, war kein Mensch im Lande

mehr auf ihrer Seite, nicht auf dem flachen Lande, nicht in den kleinen Städten, und am wenigsten in der Residenz. Die Versammlungen mit ihren Resolutionen drängten sich, die Forderungen des Landes wurden von einer Deputation dem Staatsminister vorgelegt, die Mitglieder der letzten Ständeversammlung traten zusammen und faßten ihre Beschlüsse; Deputationen, Petitionen, Adressen und Resolutionen gab es täglich in drängenderer und ernsterer Weise. Und daß der Staatsminister sich gegen alles dieses bis zu hohnvollen, drohenden Worten vergaß; daß die Herzogin hochmüthig und ungnädig jeden Verkehr mit der „Populace," jedes Nachgeben hartnäckig zurückwies, steigerte nur die Erbitterung und gesellte ihr immer mehr eine Art von Verachtung zu, da kein Mensch mehr verkannte, wie die Regierung nicht nur in völliger Rath- und Hülflosigkeit dem Lande gegenüberstehe, sondern sogar schon in voller Auflösung begriffen sei.

Jeder Tag brachte seinen Auflauf, der sich nicht selten bis unter die Fenster des Schlosses fortpflanzte; aufrührerisches und drohendes, höhnendes Geschrei erfüllte die Straßen, Ständchen und Katzenmusiken lösten einander ab, ohne Widerstand zu finden.

Denn die geringe Polizeimannschaft kam, abgesehen von ihrem wenig guten Willen und vernünftigen Vorsicht kaum in Betracht; das alte Infanteriebataillon, dessen Officiere jene Deputation in das Morder'sche Haus geschickt hatten, war gegen die „Rebellen" ausgerückt, die neuen Truppen, mit denen das Land vor dem Jahre beglückt worden, waren noch immer gewissermaßen in der Formation begriffen und sympathisirten obendrein mit ihren Mitbürgern, und die „Gardeschwadron" — die zweite war gleichfalls in's „Feld" gerückt — und die „Leibgarden," die einzigen verläßlichen Truppen der Regierung, mit ihren großentheils ausländischen, ausnahmslos aber übermüthigen, hochadeligen Offizieren, durften sich nirgends mehr blicken lassen, ohne die Menge hinter sich zu haben. Da war es schon zu blutigen Schlägereien gekommen, und die Patrouillen hatten hie und da ihre Waffen brauchen müssen — nicht um zu siegen, sondern nur um sich den Rückzug in die Kaserne möglich zu machen.

Erbitterung und Haß wandten sich — man konnte sagen, von Stunde zu Stunde — immer entschiedener und energischer gegen die Herzogin, welche von neuem die Zügel des Regiments ergriffen haben sollte, nach-

dem sie dieselben über ihre Vergnügungen und Zerstreuungen eine Weile zu halten vergessen. Jeder Tag brachte einen neuen Zug von ihrem Hochmuth, ihrer Verachtung aller unteren Stände, ihrer Härte und Rücksichtslosigkeit, ihrer Verachtung aller Formen und Schranken, auch für ihre eigene Person. Mit den Verwandten, die noch in der Residenz weilten, der alten Herzogin und dem Prinzen Arthur, war sie gänzlich auseinander — Beide hatten sich ja auch offen auf die Seite der Opposition gestellt — und man wollte wissen, daß man sie nur mit Mühe von wirklichen, feindseligen Schritten gegen dieselben zurückgehalten habe, weil dieselben, selbst in den Augen ihrer verblendetsten Anhänger, den Sturz des Regiments fast unausbleiblich zur Folge haben mußten. Man wußte im Volke gut genug, daß man droben, wenn auch zähneknirschend temporisire, bis die verlangte und verheißene Hülfe aus —n eintreffe; aber es ließ sich niemand darum ein graues Haar wachsen, da die dortige Regierung schon jetzt kaum weniger übel daran war als die Löwenberger.

Vom Herzog August Wilhelm aber war in all diesen Wirbeln und Wirren kaum die Rede mehr. Er war womöglich noch mehr auf die Seite getreten

oder geschoben als bisher, und obendrein, wie man sagte, neuerdings körperlich und geistig leidend.

Am 28. Februar war die sichere Nachricht von dem Ausbruch der Pariser Revolution in die Residenz, und zwar zuerst an das Haus Morder gelangt, und hatte schnell verbreitet, einen furchtbaren Eindruck gemacht, eine unermeßliche Aufregung hervorgerufen. Am 2. März folgte die Kunde von dem Siege des Volks und der Entthronung und Flucht des Königs. Zwei Tage später erfuhr man die neuen Münchener Unruhen und die immer bedenklicheren Vorgänge aus der preußischen Königsstadt; von Mannheim und Karlsruhe, von Darmstadt folgten sich die allarmirendsten Nachrichten, überall aus Deutschland vernahm man von dem Zusammentritt der Männer des öffentlichen Vertrauens, von den Sorgen, den Conferenzen, den Bewilligungen der Regierungen oder ihrem schwachherzigen Widerstand. In Löwenberg ging bei der Regierung alles in der gleich rath-, plan- und rücksichtslosen Weise fort, ohne den Versuch von Verständigung und Concessionen. Und als man nun eines Tages erfuhr, daß der Graf Erdmann Löwenberg angelangt sei mit Vorschlägen und Mahnungen des preußischen Kabinets und um selbst den Ver-

wandten mit Rath und That beizustehen, da hörte man auch zugleich, daß die Herzogin auf das schroffste verweigert, ihn zu empfaugen, und ihn und alles was er brachte, an den Staatsminister gewiesen hatte.

Er fuhr in das kleine Palais, das ihm und seinem Bruder Valer noch gemeinsam gehörte, und das Volk jauchzte ihm zu. Er hatte halten lassen und sich aus dem Schlag beugend, einige Worte gesprochen, daß man besonnen bleiben, daß die Patrioten zusammenhalten müßten, daß man über die unleugbaren Fehler, die vorgekommen, über den vielleicht zu schweren Druck, über die zu hartnäckige Verweigerung gerechter Wünsche in der Leidenschaft nicht der alten deutschen Treue und Anhänglichkeit vergessen sollte. Er hoffe, es werde noch alles gut werden, man müsse und werde sich besinnen und billigen Forderungen nachgeben. —

Darauf hatte kein Jubel, keine Zustimmung geantwortet, hie und da sah man jemand den Kopf schütteln oder die Achseln zucken, und unter den Rückwärtsstehenden wurden auch ein paar harte Worte laut, die der Graf nicht überhören konnte, und eine Stimme rief: „da hilft nur ein scharfer Besen und

eine feste Hand, daß es rein und Platz wird für den Grafen Erdmann, — den wollen wir haben."

„Darauf rechnet nicht," sprach der Graf sichtbar erschüttert. „Ich bin des Herzogs Unterthan wie ihr alle, und werde meinen Treueschwur nicht brechen." Und bevor er noch Weiteres vernehmen konnte, fuhr er weiter und zog sich in die entferntesten Gemächer des Palais zurück. Da conferirte er mit dem alsbald herbeigerufenen Erhard Morder, bis er Abends sich noch einmal in's Schloß verfügte, diesmal zu Fuß und in Begleitung des Freundes, von dem er erst am Schloßportal mit einem Händedruck schied, grade als eine Deputation des Magistrats und der Bürgervorsteher ihren Austritt nahm.

„Ich habe dem Grafen eben gesagt, daß sein Gang umsonst ist, und daß wir, wie die Sachen stehen, dies eigentlich nur wünschen können," sprach Erhard zu dem kummervoll und düster dareinblickenden Haupte der Stadt, das ihn nach dem Namen des Eintretenden gefragt hatte — der Graf war in der Residenz persönlich fast unbekannt.

Und der Bürgermeister erwiderte seufzend: „lieber Freund, wir wissen nicht mehr, was wir denken, geschweige denn was wir wünschen sollen. Wir sind

eben abgewiesen: Serenissimus schlafe, Königliche Hoheit seien bei der Toilette für den heutigen Ball; Sie wollen sich überlegen, ob Sie morgen Zeit finden würden, uns anzuhören. — Morgen — wer kennt dieses Morgen!“ fügte der Beamte bitter hinzu.

„Nun denn, in Gottesnamen!“ sagte Erhard entschlossen; „haben sie es nach ihrem Willen — uns machen sie den Entschluß und das Ende, Beides, wenigstens leicht.“

„Liebster Freund — der Ausbruch! Der Pöbel, die Massen! Sie strömen jetzt schon vom Lande in die Stadt — es wird etwas Furchtbares, Vernichtendes!“ stöhnte der Bürgermeister verzweiflungsvoll. Auch von seinen Begleitern seufzte dieser und der, aber ein paar ballten auch die Fäuste.

„Rufen Sie noch heut Abend die Bürgerwehr zusammen — es gibt ja eine alte Ordnung von anno Cholerazeit,“ versetzte Erhard ruhig — trotz des seltsamen Ausdrucks, den er gewählt hatte, wurde von seiner sonstigen „Windigkeit“ keine Spur bemerkbar. „Alte von damals gibt es noch genug und die Jungen werden sich nicht ausschließen. Wenden Sie sich an den constitutionellen Club, er sitzt heut Abend, und es war dort schon davon die Rede. Handeln Sie,

fragen Sie nicht mehr. Fordern Sie Waffen, man muß sie Ihnen geben oder — wir holen sie uns.“ —

„Ach liebster Freund, schließen Sie sich uns an. Sie kennen alle Welt, alle Verhältnisse, Sie haben die neusten Nachrichten. Man hat unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen. Stehen Sie uns bei.“

Erhard schüttelte lächelnd den Kopf. „Sie ehren den alten Windbeutel hoch, bester Herr — ich will gern thun, was in meinen Kräften steht. Für den Augenblick aber muß ich zum Prinzen Arthur — auch Graf Erdmann kommt dahin — dort findet man uns bis Mitternacht.“

Der Graf erschien indessen in der kleinen ernsten Gesellschaft, welche sich beim Prinzen, oder vielmehr in den Zimmern seiner Gemahlin zusammengefunden hatte, nicht. Dafür empfing man durch eine der Verbindungen, welche Erhard, wie überall, so auch im Schloß anzuknüpfen gewußt hatte, die erschreckende Nachricht, daß nicht nur sein Versuch, bis zum herzoglichen Paar zu dringen, wie vorauszusehen, gescheitert war, sondern, daß man ihn auch im Schloß zurückgehalten habe — mit einem Wort, er war, gleichviel in welcher Form, verhaftet worden. Die Her=

zogin war sehr zornig gewesen. Man hatte von ihr die Worte vernommen, sie wolle den Aufrührern und Verräthern, wo sie auch zu finden seien, ihre Macht fühlbar machen, die Schonung habe ein Ende. Und da man ihr von dem für den Abend bestimmten Fest sprach, das unter diesen Umständen vielleicht besser verschoben würde, hatte sie hochmüthig geantwortet, sie verachte das Gewürm umher und seine Aufregung zu sehr, als daß sie deswegen nur ihr Kleid wechsle. Der Ball finde statt. — Herr von Berndingen hätte Aufträge von ihr erhalten — ein Piket der Gardereiter stände auf dem Schloßhof bereit, es würde Verhaftungen geben. Der Prinz Arthur sollte genannt, der Name Morder vernommen worden sein.

Und es kam eine zweite Nachricht, die in diesem Kreise noch mehr bestürzte, — aus dem Inquisitoriat und zugleich von der Straße klang es herauf: Reizmann — er war seit einigen Tagen dahin übergesiedelt — habe ein umfassendes Bekenntniß abgelegt und den Präsidenten Reigenbach und den abgereisten prinzlichen Koch wo nicht des wirklichen Giftmordes, so doch des Versuchs zu einem solchen angeklagt. Er habe die Verbindung des Präsidenten mit der Kammerfrau Therese Herzog und — wie man wissen

wollte — auch die Mitwissenschaft der Herzogin Leopoldine nachgewiesen. Auch Graf Hellenberg, dessen Feindschaft mit dem Prinzen Eugen und dessen Werben für die Degenberger notorisch, sollte genannt worden sein. Dazu habe jener Stallbediente bekannt, daß er von Reigenbach zu dem Mordanfall auf den Diener gedungen worden, und endlich sei der Präsident seit dem Nachmittag aus seiner Haft verschwunden.

Durch die Stadt aber brauste auf diese Nachrichten, welche Gott weiß wie auch dahin schon ihren Weg gefunden hatten, der Volkssturm furchtbar und furchtbarer dahin; aus den Vorstädten strömten sie herbei und aus den engen Gassen hinter Sanct Marien. Haufen von Landbewohnern zeigten sich, ohne daß man wußte, wann und woher sie so zahlreich gekommen. Die ruhigeren Bürger hatten eben bestürzt die Aufforderung des öffentlichen Ausrufers vernommen, der mit seiner Klingel unt dem Ruf: „die Bürgerwehr! die Bürgerwehr!“ sich durch die Straßen drängte, und nun rasselten schon die alten, fast vergessenen Trommeln ihm nach, nun marschirten bereits geschlossene Trupps der Schützengilde zum Sammelplatz. Und vom Schloßplatz erscholl Wuth- und

Rachegeschrei, da das Reiterpiket, auf seinem Wege aufgehalten, von den Waffen Gebrauch gemacht hatte. Und wieder klang in das furchtbare Gebrüll: „zum Schloß! zum Schloß! Fort müssen sie, fort!“ — der noch schrecklichere Ruf: „todtschlagen, todtschlagen!“ — Und die Trompeten der Reitergarde, die zum Aufsitzen und dann zur Attake bliesen, und die Schüsse, die hie und da anfingen zu knallen, verklangen vor dem fürchterlichen Tumult, welcher selbst die Sturmglocken beinah übertönte. Der Brand des Inquisitoriats und bald auch der Reiterkaserne erhellte die dunkle Nacht.

Als Erhard mit diesen Nachrichten zu den Seinen eilte, um sich von ihrer Sicherheit zu überzeugen und sich Waffen zu holen, trat ihm, bevor er ein Wort gesprochen, der Commerzienrath entgegen. „Hier ist nicht Dein Platz, mein Kind,“ sprach der Alte mit einer noch tieferen Stimme als gewöhnlich, aber sie verkündete auch jetzt nur die gefaßte Ruhe des Greises. „Zum Schloß.“

Und Hermine, welche seit einigen Tagen wieder unter den Freunden weilen konnte, sprang herbei und faßte des jungen Mannes Hand und flehte mit stür-

zenden Thränen: „die Fürstin, Erhard, die Fürstin! Lieber Erhard, retten Sie sie!"

„Du mein Gott und Herr!" jammerte Tante Lucretia, „die Gesalbten sogar will —"

Erhard hörte das mit bitterem Lächeln, erwiderte aber nichts darauf. Er drückte des Mädchens Hand. „Dahin will ich, Herminchen! Ich will es versuchen — wenn's nur noch möglich ist! — Gott segne Ihre Treue! Gott behüte euch alle."

Und er stürzte fort in sein Zimmer, und dann in den Tumult der Straßen.

Neununddreißigstes Kapitel,

in welchem die Böcke von den Schafen streng geschieden werden und in ihren Sünden dahinfahren.

An diesem Abend war, wie wir erfuhren, Ball im Schloß und zwar der letzte dieser Saison, ja schon über die bestimmte Zeit und Zahl hinaus. Die Herzogin hatte es indessen selbst und ausdrücklich so bestimmt: der Winter sei ein langweiliger und verdrießlicher gewesen, voll Unruhe und Kränklichkeit, voll Ungehörigkeiten aller Art, ohne Glanz und Heiterkeit. Sie wolle den Freunden und Getreuen zeigen, daß an ihr die Schuld nicht liege, daß sie sich nicht stören lasse durch die Intriguen und offenen Angriffe einer verrätherischen Partei und undankbarer Herzen. Sie wolle mit den Ihren einen heitern Abend haben trotz der Thoren, die in Sack und Asche trauern möchten.

Davon war sie nicht abgegangen, und als sich am Tage selbst die Anzeichen mehrten, daß irgend ein Ausbruch der Unzufriedenheit nahe bevorstände, und als man ihr leise Vorstellungen zu machen wagte, daß nicht nur die Unruhen ein solches Fest bedenklich machen müßten, sondern daß die Zeit überhaupt nicht angethan zu Lustbarkeiten, da war sie bald spottend, bald drohend auf ihrem Willen bestanden, und hatte ihren Hohn und Zorn über die Regierungen ausgeschüttet, welche feig und kraftlos sich zu Concessionen an die rohe Masse verständen. Selbst Eugen Stillberg, der mehr als je in Gunst stand, hatte vergeblich um Vorsicht und Schonung der gereizten Stimmung gebeten, obgleich er, dessen gesunder Sinn, dessen Rechtsgefühl in dem Glanz und Zauber seiner Verhältnisse zu Grunde gegangen, freilich mit kaum geringerer Verachtung auf das Volk und die steigende Bewegung herabsah, als seine Gebieterin. Man flüsterte sich zu, er habe sich auch nur auf Befehl des Herzogs zu den Vorstellungen an die Fürstin verstanden. Der kranke Herr erfuhr immerhin genug, und sah die Verhältnisse, wenn man ihn einmal aufweckte, mit verhältnißmäßig zu klarem Blicke an, um die Gefahr zu verkennen und zu unterschätzen.

Und die Deputation der städtischen Behörden war verächtlich abgewiesen, und Graf Erdmann, ohne viel nach der Form zu fragen, im Schloß zurückgehalten worden, und der Major Berndingen, der neuerdings bei der Herzogin auffällig in Gnaden stand, hatte wirklich den Auftrag zu wenn nöthig, gewaltsamen Verhaftungen und für den Prinzen Arthur den Befehl erhalten, daß derselbe einstweilen sein Palais nicht verlassen dürfe. „Wir haben zu lange mit uns spielen lassen," hatte die Herzogin gesagt. „Jetzt wollen wir es umkehren."

Der Ball nahm seinen Anfang. Die Geladenen hatten, der Ordnung wegen, bei solchen Gelegenheiten durch das sonst wenig benützte Südportal anzufahren, vom Park her, wo sie von der die Stadt beherrschenden Aufregung wenig bemerkten. Und was sie von derselben, die bis dahin auch bei weitem noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hatte, bei ihren Wohnungen und auf ihrem Wege zu sehen bekommen, hatte nur Einzelnen eine unbehagliche Empfindung erregt: man hatte sich schon an den bisher gefahrlosen, „affreusen und frechen" Lärm gewöhnt, und es gab in der Hofgesellschaft, wie sie neuerdings sich zusammenfand, überhaupt nicht viele, welche viel Werth auf die Zeichen der Zeit gelegt hätten.

Die Räume, welche man bei solchen Festlichkeiten benützte, lagen fast alle gegen den inneren Schloßhof oder den Park hinaus, somit von der Stadt ziemlich entfernt und vom Schloßplatz durch massive Bauten und den ganzen großen Vorhof getrennt. Was da draußen geschah, mußte schon sehr laut werden und sehr nahe kommen, um hier bemerkt zu werden. Und der Tumult war draußen bereits im vollen Gange, das Piket Berndingens schon am Unterliegen und die Bürgertrommeln fingen an zu rasseln, als man hier nur noch die Klänge der Musik vernahm und das Plaudern und Lachen fröhlicher Stimmen hörte, überall strahlende Augen und heitere Mienen sah.

Von Besorgniß war nirgends etwas zu entdecken, und wer wirklich aus den glänzenden Sälen fortdachte und hinter den zierlichen Verschlingungen der Tänze andere Wirbel drohend heraufdrängen sah, wußte sich schicklich zu beherrschen. Ging doch die Herzogin darin allen mit dem besten Beispiele voran. Die hohe Frau war einmal wieder strahlend schön — die körperliche Indisposition von neulich schien völlig überwunden zu sein —, sie war sehr gnädig und von Sorgen und Verdruß war auf der hohen, klaren Stirn, in den glänzenden blauen Augen nichts zu bemerken.

Dies war um so mehr zu bewundern, als man nicht bloß von dem Verdruß und den Widerwärtigkeiten wußte, welche ihr die letzten Wochen und selbst der heutige Tag bereitet, sondern auch vernahm, daß der Herzog ernstlich unwohl sei — der Herr sollte aber trotzdem im selben Sinne wie seine Gemahlin die ungestörte Abhaltung des Festes verlangt haben, nachdem die Herzogin ihn in einer kurzen Unterredung zur Annahme ihrer Auffassung bekehrt hatte — man war an einen solchen raschen Wechsel seiner Ansichten von ihm leider ja schon längst gewöhnt. Endlich aber hatte die Fürstin, als sie bereits unter ihren Gästen erschienen war, noch eine Ueberraschung gehabt, die ihr sichtbar sehr unerwartet kam und ihr nichts weniger als angenehm sein konnte.

Graf Valer war plötzlich in dem glänzenden Kreise erschienen und hatte sich der Verwandten in einer Weise vorgestellt, als ob nie von Irrungen zwischen ihnen die Rede und als ob der Platz an ihrer Seite ihm mehr als je gebühre. Er hatte das auch ausgesprochen. „Meine Cousine," sagte er laut genug, daß es die zunächst Stehenden vernahmen, „meine treue Verehrung für den Herzog und Sie bringt mich zurück! Der Herzog, hörte ich, ist unwohl,

die Zustände hierzulande sollten noch widerwärtiger sein als überall anderwärts — und was ich auf meinem Wege sah, erschreckte und indignirte mich. Sie durften nicht allein stehen in solcher Zeit. Befehlen Sie über mich. Sie werden mich, hoff' ich, brauchbar finden."

Nach der ersten Ueberraschung hatte Herzogin Leopoldine ihn durchdringend angesehen und seine Worte regungslos vernommen. „Wie gut von Ihnen, mein Vetter!" versetzte sie dann, „wie befriedigend, wie apropos, nach der betrübenden Erfahrung mit dem anderen Bruder —"

„Bruder?" wiederholte der Graf erstaunt. „Sie meinen doch nicht Erdmann?"

„Gewiß! Er ist ja hier."

„Der Phantast? Der Träumer? Der Marquis Posa? Hoheit, Sie bestürzen mich —"

„Freilich, Marquis Posa, das scheint zuzutreffen!" sagte sie spöttisch lächelnd, „nur daß er noch etwas weiter gehen zu wollen oder zu sollen scheint — man nennt ihn den Mann der Zeit, glaube ich, oder dergleichen. Aber lassen wir ihn bis morgen, mein Cousin. Heut ist er zu müde, höre ich, und zu betäubt vom Volksjubel. Morgen wollen wir ihn sehen,

und vielleicht," fügte sie anmuthig lächelnd hinzu, „habe ich die Freude, die beiden erlauchten Brüder in — Harmonie zu finden. Bei ihm wird's freilich ein wenig schwer halten, denn beiläufig, er scheint mir auch ein Egoist zu sein, der weder nach Ihnen noch nach uns, sondern nur nach sich fragt und sich gar zu viel auf seine Träume zu gut thut."

Graf Valer war durch diese Worte augenscheinlich nicht grade erheitert worden. Er schaute wie jemand darein, der nicht recht weiß, was er denken soll und demnächst zu erwarten hat. Seine hohe Verwandte nahm indessen keine Notiz von diesem Ausdruck. „Heut, cher cousin, haben wir weder Geschäfte noch Sorgen," sagte sie mit dem früheren Lächeln. „Machen Sie es ebenso. Unser Hof hat zwar leider einige von Ihren alten — Günstlingen verlieren müssen, aber es waren Masken, Cousin, Masken! Sie werden sicher Andere, Wahrere finden. Suchen Sie nur!"

Mit diesem Suchen sah es indessen ziemlich mißlich aus, zum mindesten wurde es dem Grafen nur von wenigen Seiten gelohnt: von einem freudigen Empfang war nur bei — den Sternen zweiter Größe etwas zu bemerken. Fräulein von Rausnitz hatte auf

seine Begrüßung nur die tadelloseste, aber auch kälteste Verneigung zur Antwort, und die Oberhofmeisterin drehte ihm beinah den Rücken zu.

War es dieser ihm auch noch von anderen gewordene kalte Empfang, oder fühlte der Graf sich ohnehin nicht aufgelegt — er tanzte einstweilen nicht und zwar um so weniger, als die Herzogin ihn nach dem ersten Gespräch noch nicht wieder in ihre Nähe gerufen hatte. Er selbst suchte diese Nähe freilich gleichfalls nicht, anscheinend hie und da durch die lebhafteste und munterste Unterhaltung abgezogen, ein paar rasche pikante Worte wechselnd, einen Scherz, eine Neckerei hinwerfend und wieder empfangend. Und nur für ein paar Augenblicke bemerkten einzelne, welche nicht alle Aufmerksamkeit auf die Tanzenden wandten, daß er nicht bloß ernst, sondern sogar verdrießlich aussehen konnte — „natürlich über unsere versunkene Prinzessin!" meinte Flora Werner spöttisch, gegen ihren Tänzer gewandt. „Wie es werden mag, ob der Bruder sich ihrer noch annimmt?"

Die Dame hatte sich, zum mindesten in der ersteren Voraussetzung getäuscht. Denn Herr von Lengen, der mit dem Grafen sprach, hatte gesagt: „um Gotteswillen, Erlaucht, wie kommen Sie jetzt

hierher, wo man ungnädiger ist als je und all die verdrießlichen Geschichten —." — „Eben darum, mein Lieber," hatte ihn Graf Valer unterbrochen, „sie dürfen nicht auch uns, wie es bei ihnen schon der Fall, über den Kopf wachsen. Es sieht hier toller aus, als ich erwartet, sie scheinen wirklich fertig zu sein. Wir müssen aufpassen. Wissen Sie, daß Hellenberg und die Anderen vielleicht heut schon losbrechen? Als ich das erfuhr, säumte ich nicht. Viele Anhänger hat der liebe Graf nicht, aber der Teufel könnte sein Spiel haben, daß bei diesem Wirrwarr —." — Ein Seufzer Langens unterbrach ihn. „Und nun noch gar der Herr Bruder!" — „Der Erdmann — 's ist mir räthselhaft, wie der Narr dazu kommt. Aber der kümmert mich jedenfalls —"

Andere, die herzutraten, ließen das Gespräch nicht fortsetzen.

Mit ihrer folgenden Frage hatte Fräulein von Werner indessen etwas getroffen, was den Kopf des Bruders allerdings auf das peinlichste erfüllte. Eugen war, da er den Grafen plötzlich im Gespräch mit der Fürstin sah, dunkel erröthet und seine Augen hatten in einem Glanze geleuchtet, den die Eingeweihten für Zorn zu halten geneigt waren. Zu einer Begegnung

zwischen beiden Herren kam es fürs erste nicht — Eugen konnte dieselbe auf diesem Schauplatz nicht wohl erzwingen, und der Graf schien ihn noch gar nicht bemerkt zu haben. Was er indessen auch empfand und für nöthig hielt, sein Unbehagen wurde durch ein solches Hinzögern nur gesteigert und wuchs noch mehr, da er mehr als einen Blick auffing, mit dem ihn einige der anwesenden Kameraden zu beobachten schienen. Und um auch den Rest seiner Fassung zu gefährden, mußte Rosalie von Dürrbach — wir erinnern uns dieser Freundin seiner Schwester — ihm begegnen und ernst zu ihm sagen: „ich freue mich für Sie, Herr von Stillberg, daß Sie Gelegenheit erhalten, die schändlichste Verläumdung aufzuklären oder zu bestrafen, der Ihre arme Schwester ausgesetzt war.“

Er wußte nichts zu erwidern und mußte sich mit einer Verbeugung begnügen.

Die Fürstin hatte diese letzte Begegnung ihres Günstlings gesehen, und da ihr seine Aufregung auch ohnehin nicht entging, erbarmte sie sich seiner und ließ ihn zum Tanz befehlen.

„Baron,“ sagte sie, als sie die erste Tour graziös beendigt hatten, rasch und leise, im herzlichen Ton,

„ich sehe zu meiner Betrübniß, was es in Ihnen gibt. Ich bitte Sie, mein Freund, lassen Sie sich zu keiner Uebereilung verleiten, nicht zu etwas drängen, das Ihnen im Grunde gar nicht so nothwendig erscheint. Ich helfe Ihnen, verlassen Sie sich darauf; ich verspreche Ihnen, daß ich selbst von dem Grafen eine Erklärung —“

Sie hielt plötzlich inne, da sie bemerkte, daß der Tanz stockte, daß mehr als eine Miene blaß erschien und mehr als ein paar noch eben fröhliche Augen mit dem Ausdruck des Schreckens sich auf die Fenster des Saales gerichtet hatten, daß man lauschte —

Und nun sah sie's selbst: der Himmel war draußen geröthet. Und nun hörte sie's selbst: es fielen Schüsse — die Glocken läuteten — und jetzt ein fernes Signal der Reiterei — „Bei Gott — zur Attake!“ rief Eugen auffahrend laut aus, daß es erschreckend durch die plötzliche Stille des Saals klang. Er sah sich um — die Kameraden waren fort. Er hatte es bisher nicht bemerkt.

Im nächsten Augenblick wurde der böse Zauber, welcher die ganze Gesellschaft gelähmt zu haben schien, durch den Eintritt eines Offiziers unterbrochen, der

sich nach einigen mit Herrn von Lengen gewechselten Worten rasch zur Herzogin durchdrängte — es war der Adjutant des Truppenkommandeurs und Militärchefs, General von Keilfuß, die Staatsuniform — er war bis vor kurzem auf dem Ball gewesen — beschmutzt, mit einer Wunde, wie es schien von einem Steinwurf, am Haupt, voll Blut und erhitzt, aufgeregt. „Königliche Hoheit, da Serenissimus krank, bittet mein General Königliche Hoheit um die Erlaubniß, daß die Leibgarden aufsitzen.“

„Die Leibgarden?“ rief Eugen.

„Mein Herr, ich will nicht fürchten,“ sprach die Fürstin zugleich.

„Königliche Hoheit die Stadt ist in Aufruhr, man läutet Sturm. Das Inquisitoriat brennt, — Herr von Reigenbach scheint entflohen zu sein — die Kaserne auch. Berndingen ist auf dem Schloßplatz ermordet, von seinen Leuten mehrere. Man ist organisirt. Die erste Schwadron ist eben aus der Prinzenstraße zurückgeworfen worden. Die Infanterie hält sich nur mühsam auf dem Platz —“

„Gegen die Populace?“ Es brach ein Blitz aus dem Auge der Herzogin. „Zerschmettert sie! Kein Erbarmen! Ich autorisire euch! —“

„Königliche Hoheit, wir sind zu schwach. Man ist organisirt. Die Bürger sind da, die Schützengilde. Wir haben bedeutend verloren. Gelingt die zweite Attake nicht, so werden wir uns auf den Schloßhof —“

„Vor dem Pöbel! — Mir das! Mir das! — Feiglinge, Verräther — Stillberg, sehen Sie nach — nein, bleiben Sie da!“ Die Herzogin war wie außer sich. „Ich will selbst hinunter!“

Der Offizier riß Eugen auf die Seite. „Ich kann nicht warten — ich werde den Befehl geben. Bei Ihrer Ehre und Treue, Kamerad — wenn die Herzogin nicht nachgeben kann — halten Sie sie von extremen Schritten zurück. Das Volk ist wahnsinnig, es schreit nach ihrem Tod. Von Serenissimus hört man nichts. Wir wollen uns halten, aber — wie lange —“ Er stürzte fort.

Die Herzogin öffnete die bebenden Lippen — aber statt des Worts entrang sich ihnen ein Ruf der Ueberraschung und des Zorns, denn von den rückwärts liegenden Gemächern her und durch die Tiefe des Saals schritt rasch und stolz Gräfin Blanche durch die scheu zurückweichende, leichenblasse Gesellschaft, grade auf die Fürstin zu. Neben ihr ging

Einer, den hier nur wenige erkannten — Graf Erdmann.

„Gräfin — Sie wagen es?“ rief die Herzogin leidenschaftlich auffahrend und ihr drohendes Aug' maß die schöne Frau, die in dem einfachen Hauskleide, im Mantel und Hut allerdings eine wunderbare Erscheinung unter all den geschmückten Gestalten war. „Und Sie —“ fügte die Fürstin noch heftiger hinzu, den Grafen anblickend.

„Königliche Hoheit, ich wagte es trotz Ihrer Ungnade,“ sagte Blanche nach nur flüchtiger Verneigung rasch und für alle vernehmbar: „es gilt des Herzogs und Ihre Rettung. Da muß alles andere schweigen. Das Schloß ist nicht zu halten. Wir bieten Ihnen unser Palais an — der Weg über die Promenade und zwischen den Gärten ist noch frei. Der Prinz rettet Ihren Gemahl, — ich —“

„Zu euch — nie!“ Es war kein Ruf mehr, es war ein Schrei, der sich aus der Brust der hohen Frau rang. „Stillberg — die Wache!“

Erdmann winkte dem Adjutanten gebieterisch Ruhe zu und wandte sich an die Fürstin. „Hoheit,“ sagte er, „ich beschwöre Sie, verblenden Sie sich nicht selbst —“

Aber auch er kam nicht weiter, denn von der großen Corridorthür des Saals erklang in diesem Augenblick eine heftige Stimme: „bei eurem Leben, wenn ihr eure Fürstin liebt — haltet mich nicht auf! ich muß hinein, oder das Volk ist da.“

Es war wie ein einziger Schrei, mit dem die glänzende Gesellschaft, die bisher wie gelähmt gelauscht, auseinanderstob.

Auf die vereinsamte Gruppe um die Fürstin eilte jetzt der Rufer zu — ein junger Mann, ohne Kopfbedeckung, einen blutigen Säbel in der Faust, während aus der Bruftöffnung des Rocks die Kolben von ein paar Pistolen hervorragten. „Eugen,“ rief er, „auf Deinen Posten! Die Truppen unterliegen — die Infanterie verweigert zu schießen, Das Volk ist schon im großen Schloßhof. Behaupte diesen Flügel und den innern Hof, bis wir die Hoheiten gerettet.“

Eugen stürzte hinaus — es war beinah der letzte, der außer den neuen Ankömmlingen noch bei der hohen Frau geweilt. Nur Frau von Derffen und Bertha Rausnitz waren noch da, bleich aber entschlossen, und ein wenig entfernt stand der alte Kammerdiener Dankwart.

Die Herzogin schien halb bewußtlos zu sein. Ihr Auge heftete sich mit schwankendem Blick auf den letzten Ankömmling. „Wer ist dieser Mensch?“ hauchte sie.

Und da verbeugte er sich und sprach ernst: „Königliche Hoheit, ich bin nur Erhard Morder — schlecht weg. Aber ich habe geschworen, unser rasendes Volk womöglich vor dem furchtbarsten Vorwurf — vielleicht einem Fürstenmord, zu bewahren. Aber zu säumen ist keine Sekunde. Hören Sie die Schüsse? Sie brechen wahrhaftig herein!“ Und sich zur Gräfin Blanche wendend, fügte er hinzu: „Zu Ihnen, Erlaucht, können wir schwerlich mehr, die Promenade war eben auch schon voll. Wir müssen's bei der alten Hoheit versuchen. Erlaucht führen Sie uns — durch den Pavillon.“

Bei Erhards furchtbarem Wort — Fürstenmord — war die Herzogin tödtlich erblaßt und zurückgeschwankt. Ihre Kraft war gebrochen. Sie duldete es, daß Graf Erdmann ihren Arm nahm und sie Blanche und Erhard nach, in ihre Gemächer führte. Die anderen drei folgten.

Das alles war so rasch hervorgebrochen und vorübergerauscht; der Sturz aus der wirklichen Höhe

und aus der geträumten noch viel unnahbareren und stolzeren war so jäh und tief gewesen, so lähmend und vernichtend, daß man der Herzogin ihre Betäubung wohl zu gut halten durfte und ihr nachfühlen konnte, wie schrecklich der Weg ihr sein mußte, in dieser Begleitung, durch diese Räume, verlassen von allen, die sie für treu gehalten und mit Gunst und Ehren überhäuft, und geleitet von denen, die sie von sich gestoßen oder bisher kaum des Ansehens gewürdigt; und hier, wo sie geglänzt und geprahlt, geherrscht und — geliebt!

Im Schlafzimmer der Herzogin — auf den Corridor getraute man sich nicht hinaus, da man von dort Lärm und Bewegung vernahm, — stießen sie auf zwei Kammerfrauen, welche ihre Gebieterin mit Freudenthränen begrüßten und die Damen nun mit Mänteln und Kapuzen versahen. Die Fürstin sah hier zum erstenmal auf und ein wehmüthig Lächeln glitt über ihr stolzes Gesicht, da ihr Blick die Begleiter überflog. Den Damen nickte sie zu, aber den beiden Frauen und dem alten Kammerdiener drückte sie die Hände — sie hatte die Augen voll Thränen. Und dann noch einen Blick umher — dachte sie selbst, daß sie nicht mehr hierher zurückkehren werde? — und darauf fort,

durch die Garderoben, und endlich hinaus in den Corridor, gegen den Pavillon zu, raschen Schritts. Fernhin im hellen Gange sahen sie flüchtende Gestalten und vernahmen Jammerrufe. Von draußen klang der Tumult näher und wilder, man schien sich schon im inneren Schloßhof zu schlagen.

Im Pavillon war's völlig öde und beinah dunkel, wer kam hieher! — Drunten in der Halle erst stießen sie auf einen Menschen — einen Packer aus dem Morderschen Hause, den Erhard auf seinem Wege vorhin aufgegriffen und hierhin gestellt hatte als Wache und Späher. „Gottlob, daß Sie kommen, junger Herr," sagte er, „es ist hohe Zeit. Sie schlagen dahinten schon die Leibgarden todt. Der Prinz hat den Herzog noch in den Wagen und durch die Remisen gebracht — der andere Wagen hält dort unter der Durchfahrt, aber er kommt nicht mehr durch."

„Vorwärts!" sagte Erhard, „zur Herzogin-Mutter! Sieh Du Dich drüben auf der Promenade um." Und sie traten auf den Hof hinaus.

Hatte der starke Wind, der sich erhoben, die Laternen ausgelöscht, oder hatt' es eine vorsichtige Hand gethan — in diesem Theil des Schloßhofes war es

ganz dunkel und noch ganz einsam. Aber an seinem anderen Ende ging es dafür desto wilder zu. Dort brannten noch die für die Hoffestlichkeit angezündeten Pechpfannen und qualmten Fackeln und beleuchteten den Tumult des verzweiflungsvollen Kampfes zwischen den eindringenden Volkshaufen und einer kleinen Truppenschaar. Die Schüsse knallten und die Kugeln pfiffen, hie und da ein Fenster zerschmetternd, oder gar einen Zweig knickend von den Bäumen, unter denen die kleine Gesellschaft zum gegenüberstehenden Flügel hinüberfloh. Und war das Geschrei, der Lärm, der Wirrwarr und das Ringen hier schon fürchterlich, — von draußen her kam es noch viel entsetzlicher und betäubender herüber. Und die Glocken läuteten — man möchte sagen: drohend darüber hin, und der Himmel brannte in düsterer Glut.

Als sie den Schutz der Baumgruppe verließen und über den offenen Raum flohen, der sie noch vom anderen Flügel trennte, schraken selbst Erdmann und Erhard zusammen, denn es erhob sich ein gellendes Geschrei und eine Masse trennte sich sichtbar von dem Haufen der Kämpfer, sei es um sie zu verfolgen, sei es, um einen anderen, weniger stark vertheidigten Eingang in's Schloß zu suchen. Letzteres schien aber

gar nicht einmal mehr nöthig zu sein, denn der letzte scheue Blick, den sie hinüberwarfen, zeigte ihnen auch dort die Vertheidiger am Unterliegen, und zugleich erhellten sich die Fenster hinter der Gallerie, welche sich an einem Theil des Schloßflügels offen hinzog, so grell und plötzlich, daß man nicht zweifeln konnte, die Angreifer seien schon dort oben, und der Brand schmelze die Kerzen und verzehre den Glanz in den kaum verlassenen Festräumen.

Als die Fürstin droben bei der Verwandten sich mit ihren Damen und Frauen zurückgezogen hatte, um womöglich einen Augenblick zu ruhen, und vor allem die Festgewänder mit anderen, schlichteren aus den Garderoben des alten Hofes zu vertauschen, conferirte die alte Herzogin auf das ernsthafteste mit Gräfin Blanche und ihren beiden Begleitern über das, was zunächst nothwendig, oder vielmehr möglich erschien.

„Ich freue mich, Sie hier zu sehen und Sie kennen zu lernen, Vetter,“ sagte sie zum Grafen Erdmann und schüttelte ihm die Hand. „Sie sollen der Mann sein, den wir brauchen, und ich glaub's. Aber was hilft uns das hier, jetzt, wo das Volk ja aus Rand und Band ist und keine Vernunft annimmt —

wer kennt Sie, wer hört auf Sie? Den Sturm beschwören Sie nicht und — der da auch nicht," sprach sie weiter, indem sie sich gegen Erhardt wandte und auch ihm die Hand bot. „Mein lieber Morder, es ist eine Ehre für uns und Ihn, und für die arme Frau da drinnen ist's ein Segen, daß Er hier zu uns steht. Wundern thut's mich weiter nicht — Art läßt nicht von Art. Sein Großvater stand vor vierzig Jahren auch so zu uns, auch so in einer Nacht, wo's wild herging, wie heut, und wir standen fest und brachten's durch. Aber anders war's doch: der Feind kam von draußen und nicht von drinnen. Und damals stand man zu uns, jetzt —" sie schüttelte den Kopf und fügte erst nach einer Pause hinzu: „Der Rautenstein ist vorhin mitten in den Tumult gerathen — 's schadet ihm gar nichts, was hat der alte Sünder immer noch so späte Gänge zu machen! — und hat ganz erschreckliche Dinge vernommen. Kinder, ist es wirklich wahr — die Hand auf's Herz, Morder! — gibt es eine Gefahr für das Leben unserer hohen Cousine?"

„Rasend und besinnungslos, wie die Masse jetzt ist, und aufgereizt von — Gott mag wissen, von wem," lautete die gedämpfte Antwort des jungen

Mannes, — „ja, Hoheit, es ist Gefahr da, vielleicht sogar mehr, wenn man die Früstin jetzt entdeckte."

„Traut Er sich, irgend jemand einen Einfluß zu, der das abzuwenden vermöchte?"

„Augenblicklich — nein, Hoheit."

Die großen blauen Augen sahen ihn durchdringend an: „auch mir nicht, Morder, wenn ich sie unter meinem Schutz behalte? Ich habe niemand etwas zu Leide gethan, und wenn ich auch meine alte Art habe — sie lieben mich doch!"

Die Antwort wurde ihm erspart, da Rautenstein ihn in diesem Augenblick zu dem Arbeiter hinausrief, den er mit der Ausschau nach den Vorgängen auf der Promenade und im Schloßhof beauftragt hatte. Als er in das Vorzimmer eilte, prallte er zurück — aus den Fenstern des herzoglichen Flügels schlugen jetzt die Flammen sausend hervor, welche schon die Gallerie ergriffen hatten und zum Dach aufleckten. In der grellen Beleuchtung sah man drüben trotzdem alle Räume mit Menschen angefüllt, welche heulend und brüllend durch einander schossen, die Gemächer ihres Inhalts beraubten, indem sie denselben aus den Fenstern stürzten, angejauchzt von der Masse, die sich drunten drängte. Und eben beugten sich aus

einem noch dunklen Fenster ein paar weit hervor und brüllten, daß es vernehmbar genug hier herüber drang: „sie ist fort — fort ist sie!“

„Fort!“ heulte es wüthend von unten nach. „Vorwärts, ihr nach!“

„Junger Herr,“ berichtete zugleich der Arbeiter — und die Leser dürfen sich die Ereignisse dieser bösen Nacht, die Unterhaltungen, die Gespräche nicht in so bequemem Verlauf denken, wie sie in unserer Schilderung eins nach dem anderen lesen, sondern es drängte sich alles in stürzender Eile zusammen und durcheinander, — „junger Herr, wenn sie sie einmal suchen, kommen sie auch hieher — sie sind gar zu wüthend, sie haben draußen schon bei den Reitern und hier gar vor den Leibgarden zu viel Menschen verloren und zu viel Blut geschmeckt. Sie sind rasend, sag' ich. Es sieht da drüben grausig aus. Ich hab' mich da herum gearbeitet und bin über die Promenade zurück — da können wir jetzt doch vielleicht hinaus, es steckt alles hier und auf dem Platz, vor dem Hellenberg'schen Palais, das zündeten sie auch an, und den Grafen hatten sie just todt geschlagen — 's ist auch ein Giftmischer gewesen und wollt' uns an die —schen verrathen.“

„Den Grafen!“ murmelte Erhard erschüttert.

„Ja, und kommen sie hieher, — der alten Hoheit thun sie schon nichts, aber finden sie die —“

Und wie zur Bestätigung zog sich das Gewoge, der Lärm und Tumult drüben eben drohend zusammen und begann, mit neuem Rachegeschrei und neuen Todesdrohungen, herüberzuschwanken auf den Flügel der Alten zu.

„Hinaus nach der Promenade — womöglich den Wagen! — Aufgepaßt!“ Und der junge Mann stürzte wieder in die Gemächer hinein, in den Kreis, der sich um die alte Herzogin zusammendrängte und dem sich eben auch die Fürstin Leopoldine angeschlossen hatte. „Keinen Augenblick säumen, sie kommen!“ rief er. „Wir müssen fort!“ — Das Gebrüll der wüthenden Menge accompagnirte bereits laut und lauter seine Worte. — „Hoheit, auch Sie —“

„Ich?“ sagte die alte Herzogin und über das faltige kleine Gesicht flog ein stolzes Lächeln. „Ich? Sei Er kein Narr, Morder. Rette Er Ihre Königliche Hoheit, und damit basta. Die Anderen müssen's schon mit mir durchfechten! — Rautenstein, voran, führ' Er! — Gott schütze Euer Liebden!“ —

Fräulein von Rausnitz und die Kammerfrauen

ließen sich nicht zurückhalten und auch Dankwart eilte mit, obgleich der Rath der alten Hoheit einleuchtend genug war: mit dem Wagen oder ohne denselben, gewährte die möglichst kleine Anzahl der Flüchtenden diesen eine um so größere Sicherheit. Aber zum Ueberlegen und Besprechen war keine Zeit, denn hinter ihnen tobte das Volk, anscheinend schon eingedrungen, und der Weg zur kleinen Thür war nicht kurz.

Und nun waren sie da, — „es geht," flüsterte der Wachtposten Erhards. „Ich hab' den Wagen hier — kein Mensch da — zwischen den Gärten durch."

Erhard sah sich um — die Promenade lag wirklich so todeseinsam, wie immer zu dieser Stunde der Nacht, und die Laternen brannten nicht mehr, oder waren heut vielleicht gar nicht angezündet. Trotzdem war es auch hier hell genug vom Brande des Hellenberg'schen Palais, das man in der Ferne sah. Dort erblickte man wogende Massen und vernahm ihr tobendes Rasen.

Erhard klemmte die Lippen. „Joseph, wie wird's? Wir sollen zum Prinzen — ich habe den Gartenschlüssel nicht."

Schlimm, junger Herr! — Vorn geht's nicht! Sie sehen es selbst — dort ist der Teufel los."

Einen Augenblick dachte Erhard nach, dann bat er die Herzogin, die alles willenlos, wie betäubt, mit sich geschehen ließ und seit sie drüben den brennenden Flügel verlassen, keinen Laut mehr von sich gegeben hatte, in den Wagen zu steigen; Fräulein von Rausnitz durfte folgen — die Kammerfrauen wies er kurz zurück und schwang sich selbst hinein. „Joseph, auf den Bock, durch die Gärten und die neue Gasse zum Großvater. Wir führen ein paar verwundete Frauen vom Schloßplatz fort."

Und es ging vorwärts, entlang zwischen den Gärten, hinter den Parkanlagen Hellenbergs und des Prinzen vorüber, in die uns schon bekannte einsame Gasse und weiter ins Marienviertel hinein — alles war einsam, und die noch immer fort stürmenden Glocken übertönten hier den fernher brausenden Tumult. Auch tiefer in der Stadt begegneten ihnen nur wenig Menschen — Alte und Frauen — wer war sonst daheim geblieben! — und sie sahen dem Wagen wohl nach, aber belästigt wurden die Darinsitzenden von niemand.

Erst da sie in die Marienstraße bogen, stießen

sie auf einen Haufen Gesindel und hatten allerhand schmähende Worte, Drohungen und Fragen zu vernehmen. Aber der Packer Joseph war doch diesem und dem bekannt, und den Erhard, da er sich aus dem Schlag beugte, kannten noch viel mehr, und glaubten seinen Worten, daß er ein paar Frauen, die bei dem Angriff der Reiter verwundet und zertreten worden, fortschaffe zum Arzt, und jauchzten ihm zu. Und hätten sie auch in den Wagen hineingeschaut — die Fürstin hätte man dennoch hier schwerlich entdeckt: sie lag in den dunklen, wenig passenden Gewändern wie todt und ihr Kopf ruhte bleich an Bertha's Brust.

Sie fuhren auf den Hof, den des Packers Schlüssel öffnete und schloß. Sie stiegen aus und trugen die fast ohnmächtige hohe Frau mehr als sie sie führten, hinein in das sichere und friedliche alte Haus zu den schnell unterrichteten alten Leuten. Geredet ward da nicht viel, der Commerzienrath drückte des Enkels Hand, Frau Elisabeth öffnete das stille und behagliche Gastzimmer und sorgte mit wohlthätiger Ruhe und Umsicht für die unerwarteten Gäste, und Tante Lucretia stand im Wohnzimmer, völlig unklar, ob sie über solch unerhörtes Ereigniß mehr entsetzt sein

müsse oder mehr in einer Ekstase des Entzückens, noch immer nicht fertig mit ihren ehrerbietigen Knixen, die Hände ringend und zuweilen ein: „Christian, Bruder, unter unserem Dach!“ vor sich hinmurmelnd.

„Erhard, lieber Erhard, und Sie ihr Retter! O, Gott segne Sie!“ sagte Hermine mit thränenvollen Augen — sie hatte nur mit Bertha einen ernsten Blick und Händedruck ausgetauscht, aber zur Fürstin wollte Frau Elisabeth sie nicht lassen. „Aber nun — nun, Erhard? Und Eugen —“

„Ja, nun!“ wiederholte er, ihrem Blick ausweichend, denn auf ihr letztes Wort konnte er jetzt nicht antworten. „Suchen wird man sie hier hoffentlich nicht, allein wenn diese wahnsinnige Raserei fortdauert —“

„Das fürcht' ich nicht,“ fiel der Commerzienrath ruhig ein. „Sie müssen wieder nüchtern und vernünftig werden — unser Volk hat mehr kaltes als heißes Blut — und die Guten und Braven erhalten sicher bald die Oberhand. Mir ist, als sei es schon jetzt stiller geworden. Geh hinaus, mein Kind, und sieh Dich nach unserer wackeren alten

Hoheit um, ob ich schon keine Sorge für sie habe. An der bricht sich's."

Und es war wirklich bereits stiller geworden und ward es immer mehr, je näher man dem neu anbrechenden Tage kam. Aber an Schlaf dachte dennoch niemand in dieser Nacht.

Vierzigstes Capitel.

Es bleiben todt die Todten — Und nur der Lebendige lebt.

Der Commerzienrath hatte recht gehabt: bei der Herzogin-Mutter hatte es sich wirklich gebrochen. Schon der Ansturm auf ihren Flügel und der Einbruch war nicht mit der bisherigen blinden und schrankenlosen Wuth geschehen, denn so wild und erhitzt die Haufen auch waren, es gab zwischen ihnen Männer genug, die anfangs, im Kampf mit den Truppen ihr Bestes leisteten und mit den Uebrigen fortgerissen, jetzt doch allmälig zur Besinnung kamen und mit Schreck und Zorn auf die Ausschreitungen sahen, zu denen die ungezügelten Leidenschaften sich gesteigert hatten. Und überdies waren in der Menge wenige, welche beim Einbruch in den Flügel der Alten, und vollends, da sie sie selber alsbald vor sich sahen, völlig hätten vergessen können, daß die greise Fürstin

trotz all ihrer Wunderlichkeiten Stadt und Land seit unvordenklicher Zeit an's Herz gewachsen war — der konnte man, der durfte und wollte man „nichts thun."

In der Halle, zwischen den schlotternden Dienern durch, und voraus dem Hofstaat mit seinen schreckensbleichen Gesichtern, trat die alte Dame den Eindringenden entgegen, sie selbst so würdig und bequem wie immer, und schaute sie an mit den großen, scharfblauen Augen, daß schon darob die Schreier sich ein wenig zu besinnen anfingen, und dann sagte sie mit halbem Lächeln: „na, ihr unmanierlichen Leute, was stört ihr so spät noch und so ungezogen eine alte Frau?"

Da schrie es, wie auch manche wehren mochten, doch wild auf und durcheinander von den schweren Lasten des Volks und den noch schwereren Sünden der Regierung, von allem, was man dem Fürstenpaar und zumal der Herzogin persönlich anrechnen und vorwerfen wollte — böse, leidenschaftlich gesteigerte Vorwürfe, das Traurigste, was man einem Mann, und das Schlimmste, was man einer Frau nachsagen kann, Wahres und Falsches, furchtbare Anklagen und noch furchtbarere Drohungen, und die Wuth brach wieder aus und einzelne Haufen drängten hie und da fort und in eine Thür hinein.

Aber die Alte wankte nicht und ihre Stimme drang wieder durch: „Das Geschrei thut's nicht, meine Ohren hören eine ruhige, ernste Rede besser. Also bei mir sucht ihr die Herzogin und wollt an sie? Weiß nicht, ob sie da ist — Freundinnen sind wir grad' nicht gewesen. Sucht, wenn ihr Lust habt — wehren kann ich's nicht, aber zu Leide sollt ihr eurer Fürstin nichts thun. Ihr sollt's nicht! Ich will's nicht, daß man meinem guten braven Volk — denn mein seid ihr auch und ich bin euer — nachsagt da draußen, es habe sich von ein paar wahnsinnigen und nichtswürdigen Buben zu Raub und Mord und Wahnsinn und Nichtswürdigkeit fortreißen lassen — und wenn ihr noch so sehr getreten worden und gereizt, habt ihr dazu ein Recht? Er da, Meister Simon, und Er, Schlosser Willert — und den da kenn' ich auch, der da unterduckt, — ei, ihr seid dabei, und schämt euch nicht, mir ins Aug' zu sehen, und laßt euch und eure Mitbürger und unser Land durch wahnsinnige Buben beschimpfen vor Mit- und Nachwelt?"

Die seltsame Rede, die in der Umgebung der Alten mehr als einen bis in's Herz erschreckt, hatte auf Diejenigen, denen sie galt, dennoch den beabsich-

tigten Eindruck gemacht, zumal sie, wie wir hörten, schon vorher angefangen hatten, zur Besinnung zurückzukehren. Sie wußten und sahen gut genug, daß Manches geschehen und zugelassen war, was Niemand verantworten und entschuldigen konnte, und fanden sich glücklicherweise eben von einem anlangenden Trupp der Schützengilde unterstützt, der auf die Kunde vom Angriff auf die Herzogin-Mutter rasch herbeieilte, wie man denn überhaupt draußen, im eigentlichen tüchtigen Kern der Bevölkerung nüchtern zu werden und zu begreifen begann, daß es hohe Zeit sei, nicht mehr ans Vernichten, sondern an das Retten und Erhalten zu denken und die Stadt vor weiteren blutigen und verderblichen Excessen zu bewahren.

Die große Halle, in der die Alte noch immer muthig weilte, füllte sich immer mehr mit bekannten und achtungswertheren Gestalten; die wilden Rotten, welche gleich Anfangs weiter eingedrungen waren, wurden zurückgeholt und ohne viel Umstände hinausgetrieben. Die Fürstin sprach von Neuem, sie fragte, sie mahnte, sie vernahm, was man einzuwenden, zu erklären hatte. Und dann nahm Graf Erdmann das Wort, zur Verständigung, Ruhe und Ordnung mahnend, und sie, unter denen Mancher schon seit Wochen

von ihm gehört und auf ihn zu hoffen gelernt hatte, und dem manch' anderer bereits am Nachmittage zugejauchzt und zugehorcht, — sie hörten auf ihn. Und auf dem Schloßhof drunten riefen sie ihm schon ein Hoch über das andere zu und nannten ihn als ihren neuen Herrn — ihn wollten sie und keinen Anderen.

Die Ernüchterung ging rasch fort und breitete sich von den Schloßhöfen zurück in die Stadt hinein aus und zum Beweis der wiederkehrenden Besonnenheit und Ordnung ging man ernstlich und in bester Einigkeit an die Dämpfung des Brandes im Schloß und im Hellenberg'schen Palais. Beim ersteren leitete Graf Erdmann die Thätigkeit der Löschenden und sah sie mit dem steigendem Erfolg immer williger sich gehorchen.

Als der Tag anbrach, war gerettet, was noch zu retten gewesen und zum mindesten alle Gefahr vorüber. Und mancher schaute mit ernstem Schmerz und zugleich mit noch zagender Hoffnung in das neue golden glänzende Licht — der Abschluß des Alten war für den Einzelnen wie für das Ganze ein furchtbarer geworden und wurde in all seinen Schrecken immer tiefer empfunden, je mehr man erfuhr, was alles geschehen, je beschämter man begriff, wie und

wohin selbst die Tüchtigen sich hatten fortreißen lassen. Was man hatte erreichen wollen uud erreichen müssen, das Ende der unnatürlichen und unerträglichen Zustände, war mit Mitteln und auf eine Weise erreicht worden, vor denen man, jetzt nüchtern geworden, tief beschämt und reuevoll zurückbebte.

Es mußte viel gut gemacht, es mußte viel besser werden — überall, im Ganzen und bei den Einzelnen, um einer neuen tüchtigen und kräftigen Ordnung der Dinge und des Lebens würdig, ja ihrer nur fähig zu werden. Denn Unnatur und Corruption, wie sie seit Jahr und Tag immer üppiger das kleine Land überwuchert hatten, sind hauptsächlich darum so traurig und gefährlich, weil sie selbst den Einsichtigen und Ehrenwerthen, den Treuen und Tüchtigen unwillkürlich aus der alten festen Bahn reißen und ihn mit seinem Empfinden, Denken und Handeln nur schwer auf den rechten, einfachen Weg, in die gleichmäßige, ruhige Lebensordnung zurückkehren lassen.

In der Stadt sah es an diesem Morgen noch schrecklich aus. Die Ruinen der eingeäscherten Gebäude ragten schwarz und dampfend in den goldenen Tag hinein; auf dem Schloßplatz und in den angrenzenden Straßen stand das Blut der Erschlagenen und

Verwundeten, die man nicht einmal alle schon fortzuschaffen vermocht hatte; todte Pferde, zerbrochene Waffen, alle Spuren und Reste des entsetzlichen Kampfes waren noch überall zu finden, und auf dem Schloßhof, bei der Rampe, in den Hallen und Gängen des herzoglichen Flügels kam man erst zum Aufräumen — ein erschütterndes Werk, selbst für die rohen Gesellen, die hier in der Nacht unmenschlich gehaust. Man fand fast ein Drittheil der stolzen Leibgarden todt, und Eugens Leichnam lag noch auf dem Absatz der großen Treppe, wo er seinen Angreifern erlegen war. Ja selbst von den Dienern hatten ein paar droben ein so trauriges Ende genommen, und Gaston, der übermüthige Page lag unter der eingestürzten Decke eines Seitenkabinets neben der unglücklichen Flora Werner, während man in einem nahegelegenen, von den Flammen nicht ereilten Zimmer, Nachts da man ernstlich zu löschen begonnen, noch mehrere Herren und Damen gefunden und erlöst hatte, die nicht mehr wie die anderen sich vor dem wirklichen Einbruch des Volks hatten in den Park flüchten können.

Für manche Familien war es ein schrecklicher Morgen. Viele erfuhren erst jetzt, daß und wie ihre

Angehörigen gerettet worden, und hie und da, wie bei dem Obersten Werner, brachte man auch eine Leiche ins Haus.

Beinah noch wüster und grausiger als im Schloß, sah es beim Hellenberg'schen Palais aus. Was hier geschehen war, wurde niemals vollständig aufgeklärt, da zwischen den Haufen, welche dieses Werk vollbracht hatten, zu Anfang wenigstens nicht Einer den Beginn und Verlauf der Dinge beobachtet und mit Bewußtsein gehandelt zu haben schien. Von einem der geretteten Diener erfuhr man, daß die Gräfin bereits am vorigen Tage in aller Stille, der Graf aber erst am Aufruhrabend angelangt sei und zwar unglücklicher Weise, da das Getümmel auf dem Schloßplatz schon begonnen, und Berndingen mit seinem Piket eben besiegt worden. Schon hierbei war es, wie der Kutscher berichtet hatte, durch die Rücksichtslosigkeit des Grafen beinah zum Angriff auf ihn gekommen, und derselbe nur dadurch vermieden worden, daß der Kutscher fast gewaltsam die Zügel an sich riß und in Nebenstraßen einlenkte. Dann hatte man einen Wortwechsel zwischen den Gatten gehört, der sich von neuem und heftiger erhoben, als nach einiger Zeit ein Mann eingedrun-

gen war, in welchem der Diener den Grafen Valer erkannt zu haben meinte.

Gleich darauf kam der Graf mit einigen Herren des hohen Adels, die sich nach und nach im Palais zusammengefunden, heraus, befahl Pferde für Alle zu satteln, und ritt, die flehenden Diener zurückstoßend, mit ihnen aus dem Palasthofe in die gährende Menge hinein. Er sollte gerufen haben: „ins Schloß, ins Schloß! Fort mit den Degenbergern! Es lebe der —sche Herzog!" Und dann hatte der Tumult sich furchtbar gesteigert, er war zurückgekehrt, die Menge nachgedrungen. „Verräther!" „Giftmischer!" hatten sie geschrieen, und nach grimmigem Kämpfen und Ringen waren er und einige seiner Begleiter auf dem Palasthofe unterlegen — zerrissen worden; man konnte die Leichen kaum von einander unterscheiden. Darauf brannte das Palais plötzlich und die Menge durchraste es. Was aus seinen Insassen geworden, wußte der Diener nicht, und auch von der Gräfin und jenem Fremden — bei den Ausreitenden war er nicht gewesen — hatte er keine Kunde.

So war der erste Ausbruch des Sturmes denn vorüber, und die zurückkehrende Ordnung fand für den ersten Augenblick nirgends einen nennenswerthen

Widerstand. Daß damit nun aber auch wirklich Alles vorbei und man nun den alten Schlendrian wieder aufzunehmen habe — das hofften selbst die Ruhe-seligsten nicht. Man brauchte nur auf zahllose kleine Anzeichen zu achten, nur in Land und Stadt, in die dumpf gährende Menge hineinzuhorchen, um einen neuen, vielleicht nicht minder heftigen Ausbruch für drohend nahe zu halten. Die allamirenden Nachrichten, welche man der Sachlage nach von allen Seiten, Schlag auf Schlag zu erwarten hatte und wirklich zum Theil schon eintreffen sah, mußten von gefährlicher Wirkung in einem Lande sein, wo keine Regierung mehr war und Niemand als Führer anerkannt, wo von einer wirklichen Besiegung der inneren Feinde keine Rede, wo die Reste der Truppen in der Residenz und die andern, welche draußen waren, keinen Herrn sahen und drinnen und draußen sich Kräfte regten, das schöne kleine Land sich unterthan zu machen.

In der Stadt hatte man dies auch in der Aufruhr-Nacht noch erkannt und erwogen, und Einige von denen, welche der letzten Stände-Versammlung angehört, vereinigten sich mit einzelnen Mitgliedern der städtischen und Regierungs-Behörden und anderen Vaterlandsfreunden, den Grafen Erdmann zur Ueber-

nahme der obersten Gewalt, gleichviel unter welchem Namen und Form zu vermögen. Es zeigte sich dabei, daß bisher doch Mancher schon auf ihn aufmerksam gewesen, und Mancher in ihm den Mann der Zukunft gesehen.

Man fand eine herzliche offene Aufnahme, aber wie man beinah erwartet, nur eine sehr bedingte Zustimmung. Der Graf erklärte, er sei kein Ehrgeiziger und noch weniger Intriguant; er sei mit seinem Loose zufrieden und strebe nach keinem höheren, am wenigsten, wo dies nur durch ein Unrecht gegen einen Dritten zu erreichen sei. Er sei tief ergriffen durch die Vorgänge dieser Nacht, aber — man möge ihm das zu gut halten, er sei ein Mensch! — noch tiefer fast durch das unselige Zusammentreffen derselben mit seiner Ankunft. Einen Trost habe er: er wisse, daß derjenige, auf dessen Schilderung der hiesigen Zustände, auf dessen Ruf hauptsächlich er herübergekommen — und sein Auge streifte dabei mit treuer Freundlichkeit zu Erhard hinüber, der in dieser Deputation begreiflicherweise nicht fehlte —, von seiner Anschauung der Dinge und seinen Grundsätzen ebenso gut unterrichtet sei wie er selbst und ebenso wenig wie er oder ein anderer einen so jähen Ausbruch des Sturms

habe voraussetzen können. Er habe gehofft, durch seine Verwandtschaft mit dem Herzog, durch seine Stellung außerhalb aller Intriguen und Parteien, durch seine herzliche Liebe zu seinem Lande, nach allen Seiten rathen, nützen, aufklären und mildern zu können.

Zustände, wie er sie wirklich im Lande, in der Residenz gefunden, eine starre Verblendung, wie sie sich an ihm selbst offenbart, habe er freilich nicht gefürchtet, weil nicht für möglich gehalten. Allein man möge überlegen, was man davon durch geringes Vertrauen, durch trotziges Zurückziehen selbst verschuldet, ob, wenn die Schlechten entfernt und die Treuen auf ihre rechte Stelle gebracht würden, vom Herzog, der einmal und, wie er, Erdmann, rechne, mit Recht im Besitz, kein billiges Nachgeben, kein williges Eingehen, keine gerechte Anerkennung der Volksrechte und Bedürfnisse zu erwarten gewesen, ja noch zu erwarten sei. Es möge viel gefehlt und verschuldet sein, aber ob es von der Art gewesen, daß die Fortdauer der Regierung unmöglich geworden? Der Herzog sei krank und die Zustände im Lande verlangen eine feste Hand, einen klaren Kopf, ein warmes und treues Herz, wenn sie nicht allen über den Kopf zusammen-

schlagen sollten. Finde man das Alles in ihm, so wolle er solchem Vertrauen nicht entstehen, sondern eine Verständigung mit den Verwandten und dem Prinzen Arthur vorausgesetzt, nach Kräften und bestem Gewissen zum Besten Aller seine Pflicht zu thun suchen, — wohlverstanden als Stellvertreter des augenblicklich verhinderten Fürsten und so lange dessen Krankheit und die Umstände es erheischen würden.

Davon ging er nicht ab, obgleich man ihm aus der Deputation die Versicherung geben konnte, daß das alte Regiment, gleichviel durch wessen Schuld, sich unmöglich gemacht und, wie die Sachen stehen, keine Aussicht habe, vom Lande anders als durch äußeren Zwang wieder angenommen zu werden.

Er schüttelte den Kopf. „Und nehmen wir das an, ihr Herren, rechnen wir, daß der Herzog wirklich zurücktritt oder zurücktreten muß — wie wäre von mir als seinem Nachfolger die Rede? Ich wiederhol's, ich bin der Mann nicht, das Recht eines Anderen zu beeinträchtigen. Ich spreche nicht von den —schen Ansprüchen; nach meiner besten Einsicht sind Andere, Nähere und Bessere da, selbst ich würde ihnen entgegenstehen. Aber es ist Prinz Arthur da — ihr sagt, er resignire. Das müssen wir erwarten,

jetzt, wo die Frage überhaupt erst ernst an ihn herantreten könnte. Und mein eigener Bruder, ihr Herren —"

„Gnädiger Herr", unterbrach ihn Einer, „über die Stimmung, welcher Erlaucht Valer im Lande begegnen würde, kann er selbst, kann Niemand von den hier Lebenden im Zweifel sein. Ich und wie ich glaube, wie wir alle", fügte er mit einem Blick auf seine Begleiter hinzu, „dürfen annehmen, daß man seiner Herrschaft sogar eine Vereinigung mit den —schen Landen vorziehen würde.

Der Graf schüttelte den Kopf und man redete weiter. Aber das Resultat war das, welches Erhard wenigstens vorausgewußt. Der Herr verstand sich nur zu einem Provisorium: der Zustand des Landes erheischte, wie er gesagt hatte, eine feste Hand — die bot er ihm, bis sich die Verhältnisse geklärt und gesetzt haben würden. Alles Andere mußte sich später finden. Er begann noch am gleichen Morgen mit der Hülfe von Männern des allgemeinen Vertrauens das Nöthigste zu ordnen.

Ueber die Stimmung, welche gegen seinen Bruder, den Grafen Valer, herrschte, sollte er ebenfalls noch an diesem selben Tage aufgeklärt werden. Valer hatte

seit er am vorigen Abend aus dem Schloß ins Hellenberg'sche Palais gekommen war, und sich von dort mit Gräfin Leonie zum Prinzen Arthur gerettet hatte, bereits mehr als eine Enttäuschung zu erfahren gehabt. Graf Hellenberg trat ihm und seinen geträumten Ansprüchen in der schroffsten und leidenschaftlichsten Weise entgegen — von Aeußerungen einer persönlichen Gegnerschaft ganz zu schweigen, — und bei Blanche, da sie gegen Morgen in ihr Palais zurückkehrte, stieß er, wenn auch auf mehr Ruhe, doch auch auf eine noch viel größere und klarere Entschiedenheit. Ja er konnte darüber nicht im Zweifel bleiben, wie tief er in den Augen der wunderbaren Frau stand. Der Prinz war erst später zurückgekehrt; er hatte in der Nacht, da der Weg zum Palais abgeschnitten zu sein schien, den kranken, willenlosen Herzog nach Desirade gebracht und dort alle Vorbereitungen zur Fortsetzung der Flucht getroffen. Er zeigte dem unwillkommenen Gaste jetzt gleichfalls eine kaum geringere Kälte als seine Gemahlin, und verhehlte es nicht, daß er ihn so bald wie möglich aus seinem Hause scheiden zu sehen wünsche.

Der Graf faßte den Wink ergrimmt auf und schied mit einer Drohung, um sich in's Schloß zu be-

geben, wo er seiner Erklärung nach, seine Stellung und sein Recht schon zu behaupten wissen werde. Allein er war draußen kaum erblickt und erkannt worden, als die eben beschwichtigte Aufregung auf das plötzlichste und gefährlichste hervorbrach, und er hatte es nur der verhältnißmäßig stillen Mittagsstunde und dem Einschreiten besonnener Männer zu danken, daß das Schicksal des Grafen Hellenberg nicht auch das seine wurde. Was er im Schloß mit seinem Bruder und der alten Hoheit verhandelt, wurde nicht weiter bekannt. Aber es mußte wohl seine Träume und Illusionen vollends vernichtet haben, denn er reiste noch den gleichen Abend ab, kaum vor einem neuen Wuthausbruch der angesammelten Menge geschützt. Leonie Hellenberg, welche fast zur selben Stunde, aber auf anderem Wege die Residenz verließ, folgten gleichfalls Hohn und Spott, Verwünschungen und Vorwürfe.

Man durfte sich auch hier wohl wieder einmal fragen, was die Stimmung der Menge, ihre Liebe und ihren Haß bedingt und begründet, wenn nicht häufig nur eine Art von Instinkt, der sie die Freunde von den Feinden unterscheiden läßt. Wer in diesen Kreisen hatte bisher viel auf den Grafen Valer, auf

Gräfin Leonie geachtet, geschweige denn sie von wirklich schlimmer Seite kennen gelernt? Und nun wollte man in ihnen doch die zugleich hassenswerthesten und verächtlichsten Feinde erkennen, die man am ersten abzuschütteln habe.

„Ihr habt meinen Bruder besser gekannt und beurtheilt als ich", sagte Erdmann später zu Erhard. „Es wäre freilich eine Sünde wider euch, wider mich und ihn selbst, wollte ich um seinetwillen zurückstehen."

Wie tief aber die Aufregung und wie drohend nahe ein neuer Ausbruch derselben, wie wenig beschwichtigt die gährenden Elemente, zeigte sich auch in dem immer entschiedener hervortretenden Haß, in der furchtbaren Erbitterung, welche sich, zumal in den unteren Ständen gegen Alles erhoben, was mit der alten Regierung zusammenhing und an sie und ihr Walten erinnerte. Als man erfuhr, wo der Herzog weilte, bedurfte es der ernstesten Anstrengungen, um einen Zug nach Desirade zu verhindern, der ihn zwänge, das Land zu verlassen, und hätte man nicht an ein Gerücht geglaubt, daß die Herzogin schon in der Nacht der Grenze zugeflohen sei und das Land verlassen habe, so würde die Ruhe der unglücklichen, tief gedemüthigten, bis ins Innerste gebrochenen hohen

Frau nicht einen Augenblick ungefährdet geblieben sein, würde selbst das Morder'sche Haus ihr keinen Schutz mehr gewährt haben.

Und mit nicht minderem Haß erhob man sich gegen die Kammerfrau Therese Herzog, welche zu ihrem Glück verschwunden blieb; man wußte, Gott mochte wissen, woher, daß man in ihr den schlimmsten Rathgeber, die Verführerin, den bösen Geist der Fürstin, anzuklagen habe: ihr Ehrgeiz und ihre Herrschsucht habe das Verbrechen gegen den Prinzen Eugen, was man sich nicht ausreden ließ, zum mindesten versuchen lassen, und ihre Gebieterin darin verwickelt; sie habe dieselbe vor allen anderen zu den Eingriffen in die Regierung veranlaßt, um ihren eigenen Einfluß zu steigern und sich selbst ein Stücklein Regierungsgewalt zu sichern. Sie habe, um den unbequemen Ernst und die noch unbequemere Strenge der hohen Frau unschädlich zu machen, die Neigung derselben zu Vergnügungen und Zerstreuungen bis zum Ungemessenen zu steigern und ihre Leidenschaften zu erwecken versucht, und da sie sich trotz alledem plötzlich zurückgesetzt und abgethan sah, rachgierig und treulos sich dem Hellenberg und anderen Feinden angeschlossen,

den Ruin ihrer Herrschaft zu vollenden. Man meinte dies Schritt für Schritt verfolgen zu können.

Wir werden es glauben, daß man dies Alles im Morder'schen Hause fast am früh'sten erfuhr und, wenn man auch nicht Alles glaubte und für Manches eine andere Erklärung wußte oder doch suchte, dadurch weder das persönliche Empfinden, noch die augenblickliche eigene Lage sich erleichtert sah.

Die Herzogin weilte noch mit der treuen Bertha, zu der sich in aller Stille auch noch eine der Kammerfrauen zu gesellen gewagt, in dem friedlichen Zimmer, wo sie die erste Ruhe gefunden und ungestört das Ende der segensvollen Betäubung abwarten durfte, welche sie die Schrecken der letzten Scenen im Schloß, bei der alten Hoheit, auf der Flucht in solcher Begleitung und unter solchem Schutz hatte ertragen und überwinden lassen. Ihr Erwachen war freilich ein trostloses, und der Kampf, den ihre Verblendung mit der heraufdämmernden besseren Erkenntniß, ihr Stolz mit der schon vorhandenen und noch bevorstehenden Demüthigung zu bestehen hatte, ein schrecklicher. Es brach eine Leidenschaft hervor, welche selbst die Vertrautesten nicht geahnt, und es schloß sich an sie eine Verzweiflung, die ihre Getreuen mit

fast noch größerer Sorge erfüllte. Von einer Einwirkung auf sie war keine Rede. Sie wollte Niemand sehen, auf Niemand hören, nichts erfahren von dem, was draußen vorging. Sie kam selbst über ihre eigenen nächsten Schritte zu keinem Entschluß: bald wollte sie, in zürnender Majestät hinaustretend, allen Widerstand zerschmettern oder sterben in Vertheidigung ihrer Rechte, bald bebte sie vor dem neuen Ausbruch der Volkswuth, den man ihr entgegenhalten mußte, entsetzt zurück.

Die Abdications-Urkunde ihres Gemahls, welche derselbe vor seiner Abreise von Desirade zu Gunsten des Prinzen Arthur ausgestellt, und die zweite, in welcher der Letztere seine Rechte mit Uebergehung des Grafen Valer auf dessen Bruder Erdmann übertrug, wurde ihr nach Verabredung unter den Betreffenden von dem alten Commerzienrath vorgelegt und rief einen Sturm des Stolzes und des Zornes hervor.

„Ich habe ihm den Herzogshut errungen", rief sie aus, „ich habe ihn festgehalten auf dem schwachen Kopf! Ich bin die Herrscherin dieses Landes und entsage nicht! Ich will hinaus, ich will alle Fürsten der Welt zu Zeugen und Rächern dieser Schmach aufrufen! Ich will meine Getreuen —"

„Königliche Hoheit finden die Fürsten jetzt anders beschäftigt," sagte der alte Herr mit seiner ruhigen, tiefen und klaren Stimme dazwischen, „und Getreue haben Sie hier im Lande keine mehr."

Das Auge der Fürstin blitzte ihn an: „Alter Mann, Ihr lügt! Ich kenne sie besser! Und wär's nur der Eine — er wiegt ihrer hundert auf!" Und jäh sich zu der erschütterten Bertha wendend, fragte sie hastig: „Eugen — Stillberg, wie kommt's, daß man ihn von mir fern hält?" Bisher hatte sie seiner noch nicht erwähnt, und auch jetzt bedeckte ein dunkles Roth ihre Wangen.

„So schwach und nichtig auch diese letzte Stütze ist, selbst diese darf ich Eurer Königlichen Hoheit leider nicht lassen," sprach Christian Morder hörbar ergriffen. „Der Unglückliche wird Ihnen nie wieder nahen."

„Todt?" schrie sie auf — die beiden Anwesenden senkten die Angen vor ihrem entsetzten Blick. „Todt, ermordet — für mich!" Und sie fiel wie leblos, bevor man sie stützen konnte, zurück in die Polster des Sopha's.

Von der Zeit an war ihre Kraft gebrochen, sie wollte nichts mehr als fort, aus der Stadt, dem

Lande, gleichviel wohin, — nur nicht zu ihrem Gemahl. Man konnte sich aber nicht verbergen, daß ihre Entdeckung auch jetzt noch zu gefährlichen Folgen für sie führen durfte; der Haß in Stadt und Land hatte sich gegen sie womöglich noch gesteigert durch die Verbreitung und Ausbeutung mancher kleinen Züge und durch das plötzlich auftauchende Gerücht, daß sie noch im Lande versteckt weile uud sich zum Angriff und zur Wiederkehr rüste. Man mußte sich dazu verstehen, sie bei Nacht und Nebel in Erhards und der Tante Lucretia Begleitung nach dem Wohnsitz der Letzteren, Lohenheim, und von dort weiter über die nahe Grenze reisen zu lassen. Erst drüben schlossen ihre letzten Getreuen sich ihr wieder an. Sie fügte sich auch hierin und schien keine Empfindung für die Demüthigung zu haben, welche sie noch vor wenig Tagen in solcher Fahrt und Begleitung gefunden haben würde.

Sie war den schlichten Menschen, wie sehr dieselben sie auch bedauerten, nicht achtungswerther geworden, und daß sie selbst in den letzten Augenblicken der Entsagung auf das hartnäckigste verweigert, Hermine vor sich zu lassen, hatte sogar Tante Lucretia's

Theilnahme bis auf einen sehr geringen Rest schwinden lassen.

Wir wollen es hier nur gleich sagen: man hat nicht viel mehr von ihr gehört. Nach einigen Irrzügen, und nachdem Herzog August Wilhelm, der von dem letzten Siechthum nie wieder erstanden, einige Monate später gestorben war, verließ sie das für sie wenig mehr passende Deutschland und kehrte auch, als es in der Folge wieder anders zu werden schien, nicht mehr zurück. Sie lebt bald auf einer Besitzung am Comer See, bald auf Reisen und Graf Valer soll ihr steter Begleiter sein — auch Dame Therese will man in ihrer Nähe gesehen haben, und es heißt, sie beherrsche ihre Gebieterin von neuem und mehr als je.

Nach Italien ist auch Gräfin Leonie gezogen — sie und ihre Verwandten fanden in dem kleinen Lande demnächst überhaupt nicht viel Platz noch Gelegenheit zur Fortsetzung des alten Treibens, und selbst die noch fast patriarchalische Anhänglichkeit der armen Leute, die sie mit ihren Gütern vordem ererbt, wollte nicht mehr Stand halten — bessere Einsicht und klarere, richtigere Anschauung breiteten sich fortan täglich mehr unter dem Volke aus, von oben her auf

das gewissenhafteste und eifrigste unterstützt, und rotteten auch solche dumpfe und gedankenlose Sympathien überall da aus, wo nicht persönliche Würde, Ehre und Tüchtigkeit die Liebe und Treue und das herzliche Vertrauen der Bevölkerung verdienten. Es siedelten manche von diesen großen Familien fort, nicht zum Schaden des Landes, um anderwärts die alten geliebten Zustände aufzusuchen und das alte gedanken- und regellose Leben zu versuchen. Gräfin Leonie wandte sich, wie wir anführten, demnächst sogar ganz der Fremde und Ferne zu — ein Wesen, wie es gottlob nicht so viele gibt, wie uns in den Romanen einer gewissen Zeit erzählt zu werden pflegte, eine arme und kleine Seele, ein gutes und doch ödes Herz, eine haltlose Natur, die aus dem Taumel erwachend, in den sie gedankenlos sich gestürzt hatte oder gerissen war, angsthaft draußen nach Halt und Rettung haschte, die sie in sich niemals besaß. Sie ist in Rom zum Katholicismus übergetreten und in ein Kloster gegangen. Wohl ihr, wenn's ihr der rechte Hafen bleibt nach ihren Irrwegen.

Eine andere steht vor uns, die gleichfalls umhergeirrt sein sollte, immerdar und weit ab in das pfadlos Wilde, bald hierhin, bald dahin, nur dem Blick

folgend, der da oder dort etwas Lockendes erfaßt, oder dem lustigen Einfall des übermüthigen Kopfes, den regel- und ziellosen Träumen und Empfindungen eines großen, aber auch ungebändigten Herzens, bis auch sie zur Einsicht der Leerheit und Armuth eines solchen Treibens gekommen und umgekehrt war zu einem wahreren, ernsteren, friedlicheren Glück. War es mit Madame Gauche so gewesen, so mit ihr geworden? Wir wissen es nicht und forschen ihm auch nicht nach. Wir sind nicht alle gleich geartet, ein Aug' blickt klarer und das andere trüber, ein Herz schlägt schneller und leichter und das andere bedächtiger, ohne daß wir dieses nur darum preisen und jenes nur darum verwerfen dürften! Es geht mancher lieber hinein in den pfadlosen grünen Wald als draußen auf dem allgemeinen glatten Wege, und treibt sich in der Irre umher, hierhin und dahin, und weiß des Schönen und Guten viel zu finden, sich dran zu freuen und zu stärken. Was hätten wir ihn zu tadeln, ihn zu beklagen, wenn er sich nur selbst nicht verliert!

Und sich selbst hatte Blanche Hellenberg nie verloren, das sah man jetzt, wo der Ernst des Lebens auch an sie herantrat und der Schmerz an ihre

Seele. Hätte sie in Wirklichkeit so gespielt mit ihrem und anderer Herzen, mit ihrem ganzen Wesen und Dasein, wie man es ihr von jeher nachgeflüstert und nachgespottet, sie hätte sich nicht die Kraft und Frische, nicht die Klarheit und Empfänglichkeit zu erhalten vermocht, die man jetzt an ihr erkannte und bewunderte, wo sie, mit den Anderen einmal auf dem gleichen Pfade, ungebrochen und muthig auch hier fortzugehen verstand, auch hier die besten Herzen zu gewinnen und unlösbar an sich zu fesseln wußte, — so fest und so treu, daß selbst diese sie ohne Bangen und Sorgen hin und wieder wohl einmal von neuem abschweifen sahen im alten fröhlichen Uebermuth, zu den alten lustigen Gehägen. Die verirrte sich nicht und verlor sich nicht.

So vertrauten ihr selbst die beiden Herzen, welche sie am schwersten und spätesten gewonnen, das waren die alte Frau Elisabeth und ihr junger, tief gebeugter, schwermüthiger Schützling, Hermine.

Von der alten würdigen Frau haben wir kaum noch zu reden. Ihre ganze Natur, ihr ganzes Denken und Leben war freilich äußerlich fern ab von Dem, was sie an der Gräfin Hellenberg nun in Wirklichkeit fand, allein sie hatte in ihrem Leben zu

viel gesehen und erfahren, um zu verkennen, daß es der Pfade viele gibt für die Menschen, und daß außer dem unseren noch manche da sind, welche den Anderen in seiner Weise und gemäß seinen rascheren und leichteren Schritten auch ebenso stetig und schnell zu seinem Ziele führen. Sie brauchte jetzt, wo sie mit der wunderbaren, viel bewunderten und viel verkannten Frau zusammentraf in der treuen Sorge und Pflege um das, beiden gleich theuere Wesen, nur eine kurze Zeit zu beobachten, um von den alten Vorurtheilen abzustehen und von der anfänglichen Scheu zur herzlichsten Anerkennung und Theilnahme überzugehen. Schon daß und wie Blanche sich für Hermine interessirt, wie sie die Gefahren, welche das Mädchen bedrohten, erkannt und unschädlich zu machen versucht, wie sie das Ringen des Kindes und seine Rettung gewürdigt und ihm nun treulich den Schmerz und die Noth der Gegenwart zu erleichtern strebte, — schon dies, wiederholen wir, machte ihr die Matrone zu eigen. Wer das Edle an einem Anderen so zu würdigen versteht und so sehr liebt, muß selbst edel geblieben sein.

Mit Hermine ging es freilich weder hier, noch da, wo es auf die Rückkehr des Vertrauens zu den

Ihren und zu sich selbst, des Glaubens an sich und die Möglichkeit eines neuen, glücklicheren und beglückenderen Lebens ankam, in gleicher Schnelle, Klarheit und Sicherheit weiter. Das arme Mädchen war zu tief und zu lange betäubt gewesen und zu gewaltsam erweckt worden; es erkannte die eigene Schwäche und Schuld zu gut und tief, und fand sich, zurückkehrend, in seinen besten, treusten und wärmsten Gefühlen grade zu hart verletzt und zurückgestoßen, als daß es nicht einer langen Zeit bedurft hätte, bis es sich wieder zu besinnen und zu fassen lernte und erkannte, daß es sich selbst achten dürfe und der Achtung Anderer würdig geblieben sei.

Die letzte verblendete, schonungslose Härte und Unversöhnlichkeit der noch immer geliebten Gebieterin hatte Hermine bis in's Herz getroffen und ihre kaum wiederkehrenden Kräfte von neuem erschüttert; der Tod des Bruders kam dazu, nnd als sie von der neuen, ernsteren Krankheit genas, bedurfte es einer langen Zeit, bis sie an die Liebe und ein selbstloses Interesse Anderer für sie glauben und erkennen lernte, daß die Sünde, welche Andere an ihr begangen, größer war und schwerer wog, als alles, was sie selbst gesündigt und gefehlt.

Aber die alten Großeltern waren ganz die Leute dazu, ihr Selbstvertrauen und Selbstachtung wiederzugeben und sie das Geschehene richtig würdigen zu lassen. Und auch Blanche war die Frau, welche das Mädchen zu ermuthigen verstand, das Aug' wieder hell aufzuschlagen und Glück und Frieden auch als sein eigenes, noch unverlorenes Erbtheil zn erkennen. Und als dann mälig und leise ein anderes, altes, lange zurückgewiesenes und beinah verlorenes Vertrauen zurückkehrte, und als sie auch dort einem gleichen Gefühl begegnete, dort, wo sie's am wenigsteu geahnt und am wenigsten daran geglaubt — bei Erhard — da erst fühlte sie sich wirklich gerettet und fing an, selbst den langen Irrthum und die schweren Erfahrungen zu segnen, — sie meinte, daß sie ihr jetziges Glück, ihren süßen Herzensfrieden ohne sie weder so voll, so rein genossen, noch ihrer so würdig geworden sein möchte.

„Ich habe Dich wohl geliebt," sagte sie zu Erhard, da sie endlich sich ganz gefunden, „ich habe Dich von früh auf geliebt, mit meinem ersten und wärmsten Gefühl. Aber es kam die Zeit da konnt' ich nicht mehr glauben, daß Du es sähest, was in mir, und es wolltest, und dann — glaubte ich auch

an Dich selbst nicht mehr. Und da riß ich mir die Liebe zu Dir aus dem Herzen — so wollt' ich wenigstens! — und ging trotzig von Dir fort, und von Euch, die eigenen Wege — in die Irre, in's Elend. Kannst du Vertrauen haben zu meiner Umkehr?"

„Kind," versetzte er und zog ihren blonden Kopf an die Brust und seine Stimme bebte, als seien dem fröhlichen Mann die Thränen nahe. „Wir sind alle abgeirrt und haben uns verlaufen, hie und da, und wir alle haben Gott zu danken, daß er uns nicht auch dort verkommen und verschwinden ließ, wie es Anderen erging, die wir achteten und liebten und wunder wie fest und sicher glaubten. Vertrauen aber brauchen wir alle von den Unseren, wenn es gut und fröhlich weiter gehen soll und zumal braucht' es einer, wie ich," fügte er munter hinzu. „'s ist doch noch vom alten Windbbeutel an mir, und der große ebene Pfad behagt mir oft nicht. Ich springe übermüthig und jauchzend wohl hie und da einmal von ihm ab. Aber sorge Du nicht. Wie weit und wild ich auch davonstreife, es gibt keinen Weg dort, der nicht zu Dir und mir selbst zurückführte."

Erhard hat das wahr gemacht und thut's, glauben wir, noch heute. Er blieb stets der fröhliche

und sorglose Gesell, und sein Herz schlug oft leicht und unbedächtig, aber wo es darauf ankam, fand man es stets auf dem rechten Fleck und stets voll Treue und Wärme, voll Würde und Ehre. Er ist der Freund seines Fürsten geblieben und seines Landes, — wohl ihm, daß er Beides zugleich sein durfte! — und er blieb's in seiner Weise und von seiner Stelle aus, wie seine Ahnen vor ihm, ein freier, ein tüchtiger und fröhlicher Mann, der geehrte Chef seines alten Hauses, und mit Hermine die geachteten, treuen Verwalter des Erbes, das die Großeltern ihnen segnend hinterlassen.

Herzog Erdmann ist ein Bürger- und Volksfürst geworden, aber in wahrerem und edlerem Sinn, als es jener Bürgerkönig gewesen ist, den Frankreich damals abstieß. Er hat sein Volk geliebt und sich die Liebe und das Vertrauen desselben zu verdienen gewußt. Und er hat sich die Einsicht zu erhalten verstanden und die Seinen dazu erzogen, daß hier wie allerwärts in deutschen Landen die Liebe zur großen ganzen Heimat über jedes Einzelinteresse siegen, daß ihre Ehre, ihr Ruhm, ihr Glück das Ziel sei, dem jeder Fürst und jedes Volk zuzustreben und ihr Theuerstes freudig zum Opfer zu bringen haben.

So haben sie vereint die Stürme bestanden, welche das alte Reich seitdem erschütterten, trotz des prachtvollen Morgenroths, das damals aufflammte. Deutschland hat die Wahrheit des alten Satzes immer zu erproben gehabt, daß dem Morgenroth trübe Tage folgen. Es sah das eine oft und litt unter den anderen oft. Wann wird es dem rosigen Leuchten des Morgens den prachtvoll strahlenden, reinen, segensvollen Tag folgen sehen?

Ende.

Stimmen der Presse

über

Leo Wolfram's neuesten großen Roman:

Verlorene Seelen,

Verlag von Otto Janke in Berlin.

Verlorene Seelen von Leo Wolfram, Berlin bei Otto Janke. Der Verfasser, ein hoher Oesterreichischer Staatsbeamter, setzt in diesem Roman mit vielem Glück den in seinen „Dissolving views" unternommenen Versuch, die gesellschaftlichen Zustände Oesterreichs zu schildern, fort. Es ist das Leben im Kloster und unter der Herrschaft des Klosters, welches er hier mit einer Treue schildert, welche allerdings manchen, der nur die Verhältnisse protestantischer Länder kennt, in Erstaunen setzen wird, die aber nichtsdestoweniger den vollen Eindruck der Wahrheit macht. Die Hauptfiguren des Romans sind zwei Priester und zwei Frauen. Der eine Priester scheut sich nicht, zum Besten seines durch die Börsenspeculationen des Abtes in Schulden gerathenen Klosters Betrug, Erbschleicherei, ja sogar Diebstahl zu vollführen, und es ist ihm dabei gleichgültig, das Glück eines Menschenleben zu zerstören, wenn nur das Kloster Geld und wieder Geld erhält, um seine Schulden zu bezahlen. Ihm gegenüber steht der nach Licht und Wahrheit strebende Priester, welchen die Kirche trotz seines inneren Abfalls schont, weil er ein Mil-

lionär ist, dessen Geld man der Kirche erhalten möchte. Da verarmt er scheinbar und sogleich treten die strengsten Maßregeln geistlicher Disciplin gegen ihn in Kraft, welche in ihm die Erkenntniß der Unwürdigkeit des katholischen Klerus wachrufen, und ihn, nachdem er aus den Mauern des Pönitenz-Klosters befreit ist, dahin bringen, offen zum Protestantismus überzutreten und seine Cousine, eine der beiden Frauen, welche in dem Romane mitspielen, zu heirathen. Gegenüber dieser Frau, welche im Kampf mit den finstern Mächten der Kirche den Sieg davon trägt, steht ein anderes Weib, welches, auferzogen im blinden Glauben, nicht wagt zu zweifeln an dem, was ihr ihr Beichtvater sagt, und welche um ihr ganzes Lebensglück durch die gemeinste Betrügerei dieses Priesters betrogen wird, weil sie einen reichen Vater hat, dessen Geld die Kirche brauchen kann. Die Entwicklung des Romans ist spannend und fesselnd. Wir sind überzeugt, daß er viele Leser finden wird, und keiner wird das Buch hoffentlich aus der Hand legen ohne den Wunsch, daß solche Zustände recht bald da, wo sie noch vorhanden sind, durch immer weitere Ausbreitung der Bildung unmöglich gemacht werden mögen. — (Aus der Lib. Correspondenz vom 27. Dez. 1866.)

Der merkwürdige Roman macht hier begreiflicherweise ungeheures Aufsehen, sein Erfolg ist ein vollständiger. Man glaubt einzelne Personen wie den Hofrath Rottweiler zu errathen, man ist überzeugt, daß ein großer Theil der Fabel auf Thatsachen beruht. Zwei Gestalten des Romans sind es namentlich, deren treffliche Charakteristik bewundert wird: Pater Constantin und der Hofrichter Swatek. Der Pater, dem der Zweck jedes Mittel heiligt, und der junge Büreaukrat, der durch Frömmigkeit und Devotion seine Carrière macht, sie sind Personificationen der

bösen Genien Oesterreichs. Trachten nicht auch diese in Gemeinschaft danach die Diamanten der Bildung und Freiheit in ihre Gewalt zu bekommen? Die Kirche stützt die Büreaukratie mit salbungsvollen Worten, und dafür leiht die Büreaukratie der Kirche den weltlichen Arm. Tausendfach lebte und lebt es noch in Oesterreich, das edle Paar Constantin und Swatek, wenn gleich der erstere nicht immer Diamanten stiehlt, und der letztere kein so unnatürliches Eheband schließt. Um zu begreifen, wie groß die Bedeutung für Oesterreich ist, dazu muß man eben in Oesterreich leben. Man muß die Macht der Klerisei, den Einfluß des Concordats auf alle Lebensverhältnisse täglich empfinden, man muß in dem stillen, aber unaufhörlichen Kampfe mitfechten, der Oesterreichs beste Kraft aufreibt — dann erst kann man die „Verlornen Seelen" ganz und voll würdigen.

Wie Leo Wolfram eigentlich heißt, weiß hier alle Welt. Aber man sagt es nicht öffentlich, weil auch ein „halbverstorbener" Hofrath gewissen Rücksichten unterworfen ist. Er hat auch, so wenig seine Gegner das zugeben, in den „Dissolving views" und jetzt in den „Verlorenen Seelen" noch immer viele Rücksichten beobachtet. Er hat manches enthüllt, aber er weiß unendlich mehr, er ist im Besitz von Geheimnissen, deren Veröffentlichung hohen Kreisen die größten Verlegenheiten verursachen würde, und darum — nimmt auch die Regierung einige Rücksicht auf ihn. Wie man erzählt, existirt ein Manuscript von ihm, in welchem er weniger discret ist, gedruckt aber wird es erst nach seinem Tode oder nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst werden. Spät ging Wolfram unter Hymens Joch, spät unter die Schriftsteller; dafür brachte er auch die volle Reife der Erfahrung mit, und schrieb nicht gleich vielen unserer Autoren zehn Jahre früher über das Leben ehe er es kennen gelernt. Er, Fritz Reuter und August Becker

sind wohl die einzigen deutschen Schriftsteller, die keine literarische „Jugendeselei" zu bedauern haben. (Augsburger Allg. Zeitung Nr. 17 — 1867.)

Verlorene Seelen, von Leo Wolfram, dem Verfasser der „Dissolving views." — Es werden in diesem Roman schonungslos, mit Feuereifer und Erbitterung, andererseits aber auch wieder mit Humor das Klosterleben und die Wirkung des Concordats in Oesterreich aufgedeckt. Der Verfasser schildert den wohlmeinenden, echt frommen, aber schwachen Prälaten eines großen Stifts, der dieses durch falsche Speculationen in große finanzielle Verlegenheiten gebracht hat; ferner den schroffen, frivolen, heuchlerischen, vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Capitular Constantin, der zur Rettung des Stifts Erbschleicherei, Betrug und Diebstahl in Scene setzt und ein strenggläubiges Mädchen, Vroni, dahin bringt, daß es schwört, zu heirathen, ohne ehelichen Umgang, wozu er sich einen gemeindenkenden, habsüchtigen Mann, den Hofrichter Swatek verschafft. Andere handelnde Personen sind der von Jugend auf zum Geistlichen erzogene Don Eugen von Porta, der in Norddeutschland aus seinen gläubigen Träumereien erwacht ist und dessen Cousine, Frau Berchthold, eine geschiedene Frau. Nachdem Eugen offen seinen Abfall vom Glauben erklärt hat, will der hohe Clerus ihn, seines großen Vermögens wegen, aus Gnade für Missionszwecke verwenden; als aber das Vermögen — anscheinend — verloren, sperrt man ihn auf hinterlistige Weise in ein Pönitenz-Kloster, aus dem er durch Frau Berchthold und seinen Secretär Wermuth, den vermeintlichen Dieb des Vermögens, im Grunde aber dessen Erhalter, mit List befreit wird, zum Protestantismus übertritt und die ihn längst liebende, auch heimlich von ihm geliebte Cousine heirathet. — Die Erzählung ist überreich an

neuen und außergewöhnlichen Situationen, und viele durchaus originelle Charaktere, die scharf gezeichnet sind, werden vor dem Leser aufgerollt, der von Anfang bis zu Ende in gleicher Spannung erhalten bleibt. Kein Roman hat bisher in so pikanter Weise, so offen und nach den verschiedensten Seiten hin den Krebsschaden des Klosterlebens, die Herrschsucht, Geldgier und Scheinheiligkeit des österreichischen Clerus dargestellt, als Wolfram's „Verlorene Seelen.“ — Mit großer Berechtigung können wir daher erwarten, daß der Roman, welchen wir als eine höchst interessante und bildende Lectüre empfehlen, großes Aufsehen machen wird. (Elberfelder Zeitung Nr. 329—1866.)

Hoefer, Edmund,

In der Irre Roman in vier Büchern

Bd.: 4

Berlin 1867